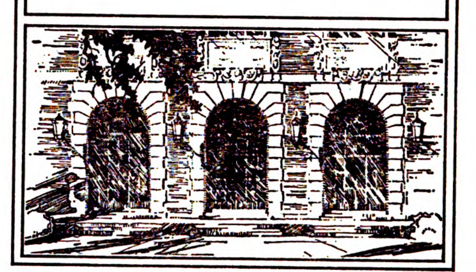
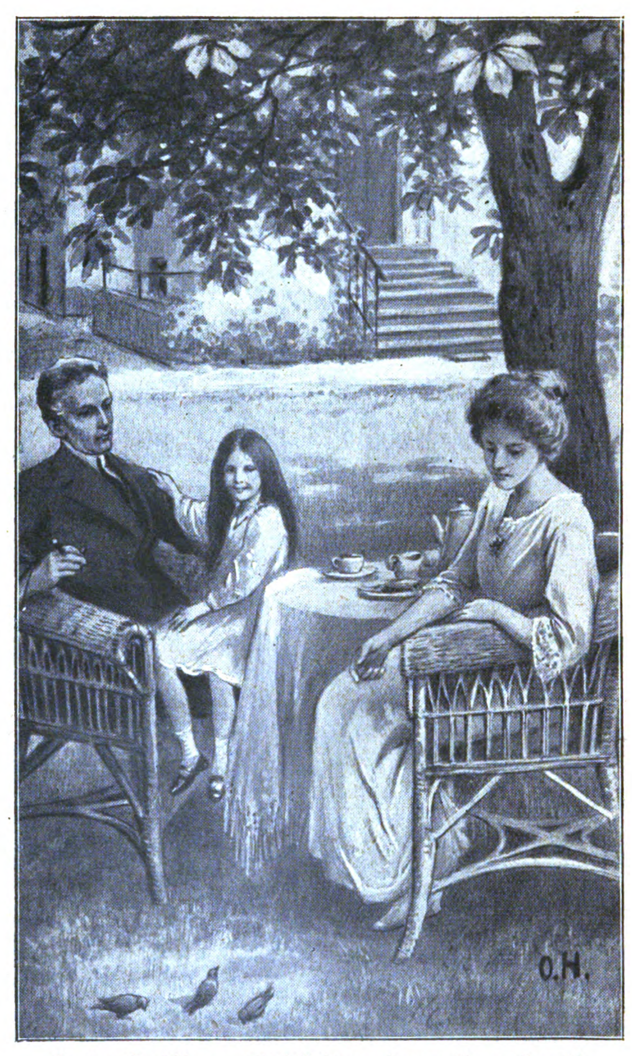
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens









Zu der Erzählung „Schicksalswege“ von Anna Engelke.
(S. 24)
Originalzeichnung von Oskar Herrfurth.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen



4. Band

Jahrgang 1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart / Berlin / Leipzig / Wien

Druck und Copyright der Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhaltsverzeichnis

Mannigfaltiges

Schicksalswege

Von Anna Engelke
Mit Bildern von Oskar Herrfurth

Fünf feine Schläge. Ein zarter Klang hallte noch von der Uhr herüber und durchzitterte das Gemach. Ein kreisrundes Fleckchen Sonnenschein stahl sich durch die Vorhänge, tanzte neckisch im Zimmer umher, von dem schweren, dunklen Mahagonisekretär auf das altmodische Plüschsofa, hüpfte auf den ovalen Sofatisch, glitt über die gleißende Silberschale zum Nähtischchen hinüber, erhellte einen Augenblick den alten Lehnsessel und sprang dann in die entfernteste Ecke des Zimmers, wo verträumt und reglos eine Gestalt auf einem niederen Schemel saß. Langsam glitt es über das seidige Blondhaar, die tiefdunklen Augen, den roten Mund und das süße Gesichtchen. Aber die Träumerin wich ihm aus, stand auf und reckte ihre schlanken Glieder. Wie eine Märchengestalt erschien sie unter dem alten Hausrat. Sie ging zum Fenster, setzte sich in Großmutters Lehnstuhl und schaute sehnsüchtig hinaus, wo ein herrlicher Spätsommersonntagnachmittag zum Spazierengehen lockte.

Hilde seufzte. Wie schön mußte es jetzt draußen sein. Gern wäre sie ein wenig im Tiergarten spazieren gegangen. Sie war ja heute ganz sich selber überlassen. Großmutter war für einige Tage zu Verwandten gereist, und die alte Stine hatte sich — ein wenig von ihrem Gewissen beschwert, „das Kind" und die Wohnung in Abwesenheit ihrer Herrin allein zu lassen — zu ihrer plötzlich erkrankten Schwester nach Steglitz begeben.

Warum sollte man allein im Hause bleiben? Ein wenig

frische Luft tat gewiß gut, besonders wenn man die ganze Woche im Klassenzimmer des Seminars sitzen mußte und lernen.

Hilde stand in ihrem Zimmer vor dem Spiegel, zog ihr hellblaues Batistkleid an, drückte den Spitzenhut auf das Goldhaar, nahm Täschchen und Handschuhe, verabschiedete sich mit einem artigen Knicks von ihrem Spiegelbilde und stand wenige Minuten später auf der Straße.

Sonntagstille in der Altstadt. Nur wenige Wohnungen befanden sich noch dort, die meisten der alten Häuser waren im Laufe der letzten Jahre für Geschäfte und Kontore eingerichtet worden. Aber Großmutter konnte sich von der ihr liebgewordenen Straße nicht trennen.

Hilde schlenderte gemächlich am Wasser entlang und dann weiter die Linden hinunter bis zum Tiergarten. Es war doch herrlich, einmal gehen zu dürfen, wohin man wollte. Die Sonne schien so golden, und keine Wolke stand am strahlend blauen Himmel. Nur an der rot und gelben Färbung der Blätter merkte man den kommenden Herbst; Laub raschelte unter den Füßen, und für einen Augenblick, bei dem Gedanken an den dunklen, unfreundlichen Winter, wurde Hilde traurig. Aber unrecht war's, an solch schönem Tage daran zu denken.

Sie bog in einen Nebenweg ein — nach dem großen See hinunter, fand auf einer Bank ein Plätzchen und betrachtete die vorbeigehenden geputzten Menschen. Fröhliche Kinder liefen dahin, denen Vater und Mutter im Sonntagstaat folgten; ein altes Mütterchen humpelte vorüber. Eng aneinander geschmiegte Pärchen gingen selig zu zweien; und auf manches verhärmte Gesicht zauberte der schöne Tag einen verklärenden Schein.

Nach einer Weile erhob sich Hilde, ging weiter durch

den Tiergarten, dann ein Stückchen den Kurfürstendamm entlang und befand sich endlich in der Kantstraße vor dem Theater des Westens. Es war kurz vor Beginn, und von allen Seiten strömte es den Eingängen zu. Hilde war noch nie im Theater gewesen, sie wäre gern einmal hineingegangen. Ein kurzes Zaudern: die alte Stine kam gewiß nicht vor Mitternacht zurück, da würde sie längst wieder daheim sein. Verstohlen zog sie ihr Geldtäschchen. Es reichte. Nochmal überlegte sie, ob es auch recht war; dann ging sie hinein.

„Dritter Rang Mitte?" wiederholte der Kassier. „Sie haben Jlück, Fräuleinchen, jrade noch ein Platz und sojar in der ersten Reihe."

Sie nahm ihre Karte in Empfang und eilte die Treppen hinauf.

„Bitte das Billett. Programm gefällig?"

Wohin nun?

Da stand schon wieder jemand. „Bitte, Garderobe abnehmen?"

Nun blieb ihr nur noch so viel, um mit der Stadtbahn heimfahren zu können. Hilde schlug das Gewissen; sie kam sich unglaublich leichtsinnig vor. Wenn das die Großmutter wüßte!

Endlich saß sie auf ihrem Platz und wußte nicht, wohin sie zuerst blicken sollte. Aber was wurde denn gespielt? Sie entfaltete das Programm: „Ein Walzertraum." Halblaut wiederholte sie die Worte; das klang so schön; ein Walzertraum; das mußte gewiß herrlich sein. Da wurde es dunkel, die Musik begann. Schmeichelnde Weisen ertönten.

Hilde hatte alles um sich her vergessen. Sie lachte mit der Franzi, war betrübt mit der Prinzessin, und das Leid des armen Prinzgemahls mit seiner Sehnsucht nach dem

schönen Wien tat ihr in der Seele weh. Die Musik war so weich, lockte, schmeichelte und rief schlummernde Sehnsucht nach irgend etwas Unbekanntem wach:

„Einmal noch leben,
Lieben im Mai . . .“

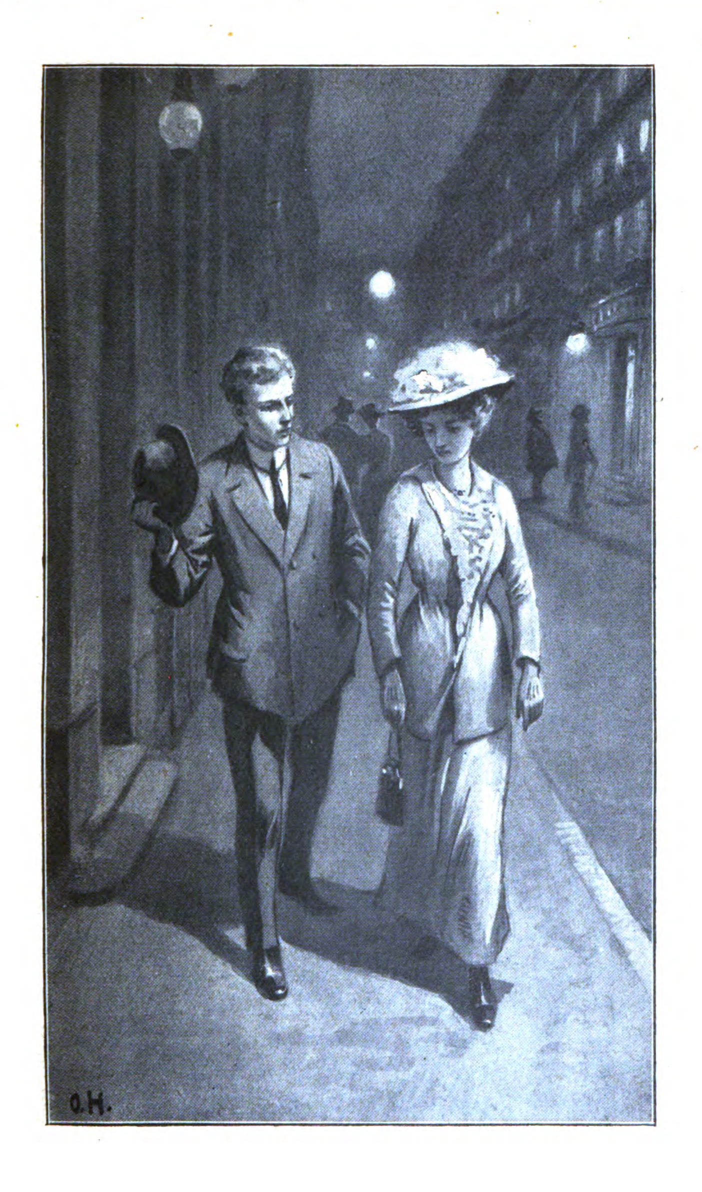
Ach! „Einmal nur leben!“ Hilde preßte die gefalteten Hände zusammen, und Tränen liefen ihr über das Gesicht. Das kam davon, wenn man ins Theater ging; da wurde man todtraurig. Aber es war doch wunderschön. Und gar zum Schluß: wie die Prinzessin ihren Mann gewonnen hatte. Nur die arme Franzi war so traurig. Aber die würde schon einen anderen finden, die war ja so lieb!

Schade, daß es schon vorbei war.

Verträumt stieg sie die Treppen hinab. In Gedanken versunken, begegnete sie aufblickend einem Paar blauer Augen, die in unverhohlener Bewunderung auf sie gerichtet waren. Da stand sie ratlos, verlegen. Das in der Erregung rosig gefärbte Gesicht, die dunklen Augen, das goldige Gelock, das unter dem Hut hervorquoll, und die schlanke, zarte Gestalt boten einen lieblichen Anblick. Sie lief weiter die Kantstraße hinunter. Plötzlich hörte sie hinter sich Schritte, immer näher und näher. Da war er wieder, der Fremde, zog höflich den Hut und sagte mit feinem Lächeln: „Warum laufen Sie denn so, liebes Fräulein?“

„Ich muß nach Hause.“

„Schon?“ Ein leises Bedauern klang in seiner Stimme. „So genau wird man zu Hause nicht wissen, wann das Theater aus war. Wollen wir nicht noch ein halbes Stündchen verplaudern? Sie würden mich unendlich glücklich machen.“


O.H.

„Großmutter ist verreist. Niemand darf wissen, daß ich im Theater war. Ich muß eilen," erwiderte Hilde verwirrt.

„Wenn Ihre Großmutter verreist ist, desto besser! Und nun gehen wir. Ja?"

„Stine könnte heim kommen." Hilflos schaute sie in seine lachenden Augen. Er gefiel ihr ja so gut. Gern hätte sie noch ein bißchen mit ihm geplaudert. Er sah auch so vertrauenerweckend aus. Eine halbe Stunde nur — niemand würde sie sehen:

„Einmal nur leben . . ."

Der junge Mann beobachtete den Kampf, sah das Verlangen in ihren Augen, nahm behutsam ihren Arm, und mit einem zärtlichen Blick in das liebe Kindergesicht führte er sie weiter die Straße hinab in ein hellerleuchtetes Lokal. Die neugierigen Blicke, mit denen sie gemustert wurden, brachten Hilde abermals in Verlegenheit, aber ein beruhigender Blick ihres Beschützers gab ihr ein Gefühl des Geborgenseins; vertrauend folgte sie ihm. Er führte sie in einen kleinen, gesonderten Raum, ihrer Scheu und Verlegenheit neugierige Blicke zu ersparen. Nachdem der Kellner gegangen war, atmete sie auf.

„So, kleine Fee, nun trinken wir auf gute Freundschaft!" Er hob das Glas, und Hilde tat ihm Bescheid. Der hastig getrunkene Wein tat seine Wirkung; sie wurde zutraulich und plauderte.

Wie war die Kleine lieb! Alles mußte er aufbieten, um nicht den rosigen Mund zu küssen. Voll Andacht küßte er ihre Hand.

„Was machen Sie da?"

„Verzeihung. Andachtsübungen. Ich huldige der lieblichsten aller Berlinerinnen."

Sie entzog ihm die Hand. „Das ist hier nicht gestattet. Man muß brav sein. Wissen Sie, wie Sie aussehen?"

„Kann mir's nicht denken. Wie denn?"

„Wie Siegfried. Grad' wie in meinem altdeutschen Geschichtsbuch; der hat auch so krause, blonde Haare, blaue Augen und ist ebenso groß und stark wie Sie."

„Dann müßten Sie Brunhilde sein."

„Hilde heiße ich ja auch."

„Sie wissen, daß Siegfried das Feuer durchschritt, um Brunhilde zu erringen?"

„Ja. Gewiß."

„Und Siegfried küßte die schlafende Brunhilde wach. Und nun möchte ich nicht nur wie Siegfried aussehen, sondern auch wie Siegfried sein."

Er hatte sich während der letzten Worte zu ihr herabgebeugt, all' seine guten Vorsätze vergessend, suchte er mit leidenschaftlichen Blicken ihre Augen. Doch nur für Sekunden. Das unschuldige, erschreckte Wesen mahnte ihn, ritterlich zu bleiben.

„Jetzt muß ich aber heim! Unbedingt!" Hilde blickte ihn flehend an. Da all sein Bitten vergeblich blieb, gab er endlich nach.

Draußen empfing sie die linde, laue Nachtluft.

„Wollen wir nicht die eine Station bis zum Tiergarten zu Fuß gehen? Es ist doch so wunderschön!"

Sie nickte schweigend.

Es war eine zauberschöne Nacht. Die Sterne funkelten durch die Bäume, die weiche, frische Luft fächelte ihre heißen Gesichter; still war es auf dem Weg vor ihnen. Von fern klang irgendwo das Geklingel der Elektrischen.

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander. Dann zog er ihren Arm in den seinen und flüsterte leise, liebe Koseworte.

Nun kam der kleine Steg, und weiter ging's hinein ins Dunkle, wo die Baumkronen so dicht zusammengewachsen sind. Hilde fühlte, wie er behutsam den Arm um sie legte, sie sanft und zärtlich an sich zog. Sie spürte seinen Atem und glaubte den beunruhigenden Blick seiner Augen wieder zu sehen. Ihr ward Angst, kaum wagte sie zu atmen. In ausbrechender Leidenschaft preßte er sie an sich: „Du Süße, Heilige." Wild und heiß küßte er sie auf Mund und Augen. Minutenlang hielt Hilde erschauernd still; es war ja so süß, in seinen Armen zu ruhen.

Dann kam ihr die Besinnung. Was tat sie? — Hastig entwand sie sich seinen Armen. Ängstlich lief sie den Weg entlang; dem Bahnhof zu.

Kurz vor der Station holte er sie ein, und bat um Verzeihung. Hilde war verstört. Sie wollte allein fahren.

Auf seine Bitten versprach sie ihm, am nächsten Sonntagnachmittag im Tiergarten zu sein.

Mit fiebernden Pulsen und klopfendem Herzen kam sie daheim an. Stine war noch nicht da. Sie entkleidete sich im Dunkeln und warf sich dann schluchzend auf ihr Bett. So lieb, so unendlich lieb wie sie ihn hatte — doch nie, nie würde sie ihn wiedersehen.

Und der Sonntag kam.

Im Eßzimmer der Bergschen Wohnung saß man am Kaffeetisch; im Sofa saß Frau Konsistorialrat Weber und unterhielt sich mit der verwitweten Pastorin Berg über die zweckmäßigsten Neuorganisationen der Säuglingspflege. Mit blassem Gesicht träumte Hilde vor sich hin, sah im Geist ein Paar blaue Augen, die so zärtlich blicken konnten, und spürte immer noch das Betörende seiner Umarmung und seiner Küsse. Was gäbe sie drum, wenn sie ihn nur noch einmal wiedersehen dürfte.

Da klang es viermal. Hilde fuhr erschreckt auf und stieß mit dem Löffel gegen die Kaffeetasse, die leise klirrte.

„Aber Kindchen, bist du auch schon nervös? Du hast wohl schon Examenfieber?“ Gutmütig lächelnd wandte sich die Konsistorialrätin um.

Hilde schwieg; die alte Dame erwartete auch keine Antwort; sie plauderte mit der Pastorin weiter.

Hilde hing ungestört ihren Gedanken weiter nach, und die wollten nicht loskommen von den zärtlichen blauen Augen. Trostlos war ihr zumute. Nun war alles vorbei. Es war nur ein Märchen gewesen.

Vor der Hirschgruppe an der Charlottenburger Chaussee ging seit einer Stunde ein junger Mann hin und her. Abwechselnd schaute er die verschiedenen Wege entlang, oder musterte die der Elektrischen entsteigenden Fahrgäste. „Die Kleine wird sicher nicht mehr kommen,“ murmelte er, „wahrscheinlich hat man sie zu Hause nicht fortgehen lassen, oder ich habe sie zu sehr erschreckt.“

Mit einem Blick auf die Uhr entfernte er sich mit leisem Bedauern.

Zwölf Jahre waren vergangen.

Auf Schloß Ködesvár feierte man die Hochzeit der jüngsten Tochter des Grafen. Die meisten der Gäste waren seit Tagen anwesend; nur die nächsten Nachbarn erwartete man noch.

Eine festliche Gesellschaft belebte die Halle, Scherzworte flogen hin und her, zwischen dem Funkeln und Gleißen der Juwelen und Brillanten blitzte manch heißer Blick aus schönen Frauenaugen.

Die großen Türen, die über die Galerie zur Schloßkapelle führten, wurden geöffnet; leiser Weihrauch- und Blumenduft wehte durch den Raum.

Oben in ihrem Mädchenzimmer schlang die junge, siebzehnjährige Braut die Arme um den Hals ihrer treuen Erzieherin. Sie schluchzte herzzerbrechend. Hilde Berg betrachtete ihren Liebling mit leiser Wehmut: der trotzigen Manda wurde die Trennung vom Schloß ihrer Väter und allem, was ihr lieb war, doch schwerer, als sie dachte.

Beruhigend strich sie ihr mütterlich-zärtlich über die glänzenden, blauschwarzen Haare, bis das Schluchzen ein wenig nachließ.

„Kind, wer wird denn so weinen? Du gehst doch dem Glück entgegen, und Sandors Liebe wird dir den Lebensweg gewiß leicht machen."

„Ach ja." Hilde schien das Rechte getroffen zu haben. „Ich habe ihn ja auch so lieb, daß ich für ihn sterben möchte." Nun lächelte Manda unter Tränen.

Hilde kühlte ihr das vom Weinen gerötete Gesicht, ordnete ihr mit geschickten, flinken Händen Kleid und Spitzen und schmückte sie mit Kranz und Schleier.

Dann nahm sie das Köpfchen in beide Hände, schaute ihr ergriffen in die glänzenden Augen. „Nun geh' mit Gott, mein Kind."

Um Mandas Lippen zuckte es wieder verräterisch. „Wie gut du bist, Hilde, immer gleich lieb und freundlich, und ich habe dir das Leben oft so schwer gemacht."

Feierlich begannen die Glocken der Schloßkapelle zu läuten; an der Tür klopfte es. Der Graf kam, seine Tochter zu holen.

Hilde schaute blaß und müde dem davonrollenden Wagen nach, der das junge Paar zur nächsten Bahnstation bringen sollte. Der Abschied von der jungen Frau war ihr schwer geworden, wie einer Mutter, die ihr

geliebtes Kind hergeben muß. Ihr war, als sei nun alle Sonne aus ihrem Leben verschwunden.

Langsam ging sie hinunter in den Park. Oben, in den Festsälen würde sie niemand vermissen. Da lag der Bau mit den hohen Türmen; die letzten Sonnenstrahlen vergoldeten noch die oberen Fenster. Die Fahnen flatterten im Abendwind, als wollten sie ihr zum Abschied noch einmal zuwinken. Sie ließ sich auf einer Bank nieder. Vor ihr lag der kleine See wie ein dunkles Auge. Wasserrosen träumten auf der Oberfläche, Schilf umsäumte die Ufer; leise klirrte die Kette am Boot. Nebelschwaden stiegen aus den Wiesen auf, Busch und Strauch umhüllend. Manches Mal war Hilde hier gesessen. Nun sollte sie das alles in wenigen Tagen auf immer verlassen. Wieder hinaus in die Fremde, ins Leben, in Kampf und Sorge, vielleicht zu lieblosen Menschen. Tiefe Traurigkeit überkam sie. Immer allein; niemand haben, zu dem man in trüben Stunden einmal flüchten konnte, der einem lieb war. Sie dachte an die einsame, freudlose Kinderzeit bei der strengen Großmutter, an die Jahre im Seminar. Nach kaum bestandenem Examen war die Großmutter gestorben; sie stand allein, besaß nur einen Notgroschen, der aus der Einrichtung der Wohnung geblieben war. Dann kam sie nach Ködesvár. Zwei wilde Buben und zwei nicht minder ungebärdige Mädel hatte man ihr anvertraut. Die Söhne waren bald nach Budapest zur Erziehung gekommen. Da begann die Gräfin zu kränkeln, verlangte ungeduldig immer wieder nach Hilde, die ihr sanft und mit nie ermüdender Geduld das schleichende Leiden ertragen half, bis der Tod ein Ende machte. Der Graf reiste viel; so ging allmählich die Leitung des ganzen Hauswesens in Hildes Hände über. Manchmal war es schwer gewesen, alle Pflichten zu er-

füllen. Die verwaisten Kinder mußte sie mit Sorgfalt und Liebe erziehen. Freudig hatte sie alles auf sich genommen, nie an sich gedacht. Ködesvár war ihr fast zur Heimat geworden.

Das war nun vorbei. Wohl hatte der Graf ihr auch für die Zukunft sein Haus zur Verfügung gestellt, aber Hildes Stolz wehrte sich dagegen, denn der Graf beabsichtigte, nach Budapest überzusiedeln; Ködesvár blieb unbewohnt, da gab es für sie doch keine Pflichten mehr zu erfüllen. Auch ein anderer Grund trieb sie fort. Der Hausherr suchte in letzter Zeit zu oft ihre Gegenwart, umfing sie mit begehrlichen Blicken, daß Scham und Empörung in ihr aufwallten. Sie wollte fort, so bald wie möglich.

Und doch fiel es ihr schwer. In lautlosem Weinen rannen ihr die Tränen über das Gesicht.

Es war dunkel geworden; ein Käuzchen schrie, Äste knackten wie von näherkommenden Schritten, ein weicher, warmer Körper drängte sich sacht heran, und vorsichtig legte Tyras, der große Neufundländer, seinen Kopf in Hildes Schoß.

Schluchzend schlang sie die Arme um den Hals des treuen Tieres, drückte ihr heißes Gesicht in das zottige Fell.

Endlich wurde sie durch die empfindliche Kühle an die Rückkehr gemahnt. Gefolgt von dem treuen Tier ging sie zum letzten Male durch den schweigenden Park.

Auf Zureden der Baronin Baranyi hatte Hilde sich entschlossen, die ihr angebotene Stellung im Hause eines Hamburger Großindustriellen, eines Vetters der Baronin, zu übernehmen. Verlangt wurde die Leitung eines Hauswesens und Erziehung eines achtjährigen, mutterlosen Kindes.



Abgespannt in ihre Wagenecke gelehnt, wünschte sie sehnlichst das Ende der langen Bahnfahrt herbei. Sie schaute aus dem Fenster. Trostlos sah es draußen aus. Es regnete. Grau war der Himmel, die Landschaft in Dunstschleier gehüllt. Zu beiden Seiten flaches Land, Wiesen, Straßen, Feldwege, auf denen große Wasserlachen standen. Dazwischen tauchten Reklameschilder auf, in der Ferne rauchende Fabrikschlote, Türme und ein Häusermeer. Das mußte Hamburg sein.

Der eintönige Regen, das unfreundliche Grau, die fremde Stadt, alles wirkte zusammen, Hilde traurig zu stimmen. Grauen faßte sie vor der Zukunft. Sollte das immer so bleiben? Arm, heimatlos, immer bei fremden Leuten, in der Welt umherirren, bis man alt und müde ward? Am liebsten hätte sie geweint. Aber der alte Herr da drüben schaute sie so mitleidig an. Also tapfer die Tränen unterdrücken; es half doch nichts. Nach Regen folgt Sonnenschein, hatte der Großvater immer gesagt. Vielleicht würde auch ihr in der grauen Stadt die Sonne einmal scheinen.

Nun kamen die ersten großen Häuser, Mietskasernen, unfreundlich und häßlich; Lagerplätze, ein Bahnhof — Rothenburgsort las Hilde im Vorbeifahren —, dann ein Gewirr von Schienen, und nun fuhr der Schnellzug in die Halle.

Hilde nahm Hut und Schleier, machte sich fertig, ergriff ihre Reisetasche und verließ langsam den Wagen. Mit dem Schwarm der Reisenden gelangte sie die Treppen hinauf zum Ausgang. Harvestehuder Weg — wo mochte der sein? — Sie entschloß sich, eine Droschke zu nehmen. Ihre Ankunft für den heutigen Tag hatte sie zwar mitgeteilt, jedoch keine bestimmte Zeit angegeben. Rasselnd fuhr der Wagen davon, über holpriges Pflaster,

daß die Fenster klirrten, dann ruhiger über die asphaltierte Lombartsbrücke an der Alster entlang. Ein Ruck, Hilde fuhr auf, sie war angelangt.

„Doktor H. Heinsius" las sie am Eingang. Eine Villa, umgeben von einem Park, der sich bis zum Wasser erstreckte, lag vor Hildes Blicken. Zögernd ergriff sie die Glocke. Der Regen hörte auf; ein Sonnenstrahl durchbrach das Grau, tausend Tautropfen glitzerten an Bäumen und Sträuchern. Da knarrte das Schloß. Eine alte Dienerin öffnete das hohe, schmiedeiserne Tor.

In seinem Arbeitszimmer stand Hilde dem Hausherrn gegenüber. Ihr prüfender Blick sah eine kräftige, große Gestalt, ein Gesicht mit markanten Zügen, umgeben von leicht gewellten, an den Schläfen ergrauten Haaren. Doktor Heinsius mochte vierzig Jahre alt sein. Nun wandte er sich ihr zu und bat sie, Platz zu nehmen.

„Liebes Fräulein Berg, ich heiße Sie herzlich willkommen in meinem Hause. Ich bin froh, daß Sie da sind. Ich habe bis auf die alte Kathrin, die schon seit meiner Kinderzeit bei uns ist, seit heute morgen niemand im Hause."

Auf ihren fragenden Blick erzählte er weiter: „Meine Fabriken lassen mir nicht viel freie Zeit, Kathrin ist alt, die Leute sind sich selbst überlassen, da können Sie sich denken, daß Unordnung und beständiges Wechseln unvermeidlich sind. Mein Kleinchen leidet darunter; das arme Ding hat bis jetzt sehr wenig Liebe erfahren. Sie ist scheu und zart, auch wohl etwas eigenwillig. Aber nicht wahr, Sie nehmen sich ihrer jetzt ein wenig an?"

„Darum kam ich ja her," entgegnete Hilde lächelnd. Ein freundlicher Blick traf sie.

„Meine Cousine hat mir so viel Liebes und Gutes von

Ihnen erzählt, daß ich vertrauensvoll das Wohl meines Kindes in Ihre Hände lege. Aber Sie sind gewiß müde von der Reise, ruhen Sie erst ein wenig aus; später können wir weiter sprechen."

Ein gütiger Blick, ein Händedruck, und Hilde empfahl sich.

Kathrin erwartete sie in der Halle.

„Wenn Fräulein erst auf ihr Zimmer gehen wollte und sich vom Reisestaub befreien — —"

„Ich möchte der Kleinen erst gern ‚Guten Tag' sagen."

Da löste sich eine schmächtige Gestalt aus dem Halbdunkel einer Fensternische, scheu und schüchtern näher kommend.

Gütig lächelnd zog Hilde das kleine Geschöpf an sich, faßte es am Kinn und bog das Köpfchen zu sich empor. „Willst du mich ein klein wenig lieb haben, kleine Hannelore?"

Ein prüfender Blick aus ernsten Kinderaugen; ein tiefer Seufzer. Zaghaft legten sich zwei Ärmchen um Hildes Hals: „Ja, du bist gut!"

Immer noch saß Hilde im Hut und Mantel, die Hände im Schoß, in ihrem Zimmer und blickte gedankenverloren vor sich hin. Wo mochte ihr Doktor Heinsius begegnet sein? Die Augen hatte sie schon gesehen. Sie vergegenwärtigte sich seine kraftvolle Erscheinung, sein kluges Gesicht, die leichtgewellten Haare. — Wie Siegfried ...

Kein Zweifel, Doktor Heinsius war der Prinz aus dem einst so kurz erlebten Märchen. Hatte er nicht damals auch von Hamburg gesprochen? Die Augen! Unter Tausenden hätte sie die wieder erkannt.

Wenn er sich nun auch entsann? Aber nein, keinen Schatten des Erinnerns hatte sie an ihm wahrgenommen.

Flüchtige Stunden! Es war ja so lange her, und Männer vergessen so leicht.

Hilde klopfte das Herz. Sie dachte an jene schwüle Sommernacht. Wie gern hätte sie ihn damals wiedergesehen, ihr junges Herz wollte den Gedanken an ihn nicht aufgeben, immer wieder hatte sie auf einen Zufall gehofft. Und nun, nach mehr als einem Jahrzehnt stand er ihr wieder gegenüber.

Tapfer mußte sie alles niederkämpfen und sich beherrschen, denn nie durfte er ahnen, daß ihm einst all ihre Liebe und Sehnsucht gehörte.

Schnell hatte Hilde sich eingelebt, sie war ja gewohnt, ein großes Haus zu leiten. Ruhe und Freundlichkeit erleichterten ihr alles. Auch Hannelore hing zärtlich an ihr.

Doktor Heinsius war wenig im Hause. Nach der Börse blieb er meist zum Essen in der Stadt, abends ging er in seinen Klub und kam gewöhnlich erst gegen zehn Uhr oder noch später heim.

Und dennoch merkte er überall Hildes ordnenden Sinn. Auch jetzt, an seinen Schreibtisch tretend, mußte er lächeln; da stand ein Strauß frischer Blumen. Wie lieb sie war; sie schien dazu geschaffen, Sonne und Wärme um sich zu verbreiten.

Schau, Hannelore, die Kastanien blühen; wie schön das aussieht!" Hilde stand weißgekleidet im hellen Sonnenlicht und bog einen tieferhängenden Zweig herab.

Hannelore rief: „Jetzt sind sie weiß, dann werden sie grün und stachelig und dann gibt es rote Kastanien."

„Ja, und wenn die einem dann auf die Nase fallen, tut's weh."

Da lachte die Kleine. „Wollen wir heute nachmittag hier draußen Kaffee trinken?"

„Ja. Ich hole Leni. Wir müssen doch einen Tisch und die Stühle haben.“

Rasch lief das Kind davon.

In der Halle hätte sie fast ihren Vater umgerannt, der dort am Fenster stand.

Erstaunt schaute sie ihn an; zu so ungewohnter Zeit war doch der Vater sonst nie daheim.

Er strich zärtlich über ihre Haare. „Wohin will denn mein Kleinchen so eilig?“

„Leni will ich holen, wir wollen im Garten Kaffee trinken. Tante Hilde hat selbst Kuchen gebacken, und lauter Herze und Sterne, so gut hast du noch keinen gegessen.“

„Wollt ihr mich denn da nicht einladen? Ich möchte doch auch gern einmal so guten Kuchen essen.“

Das Gesichtchen wurde immer erstaunter; der Vater wollte nun auch mit Kaffee trinken? Das war noch nie dagewesen.

„Geh' nur zu Tante Hilde, ich suche derweil die Leni.“

Einen Augenblick betrachtete Heinsius noch die schlanke, feine Mädchengestalt unter der blühenden Kastanie; dann ging er hinaus. Hilde blickte ihn ebenso erstaunt an wie sein Töchterchen, als er nun vor ihr stand.

Er verbeugte sich leicht und lächelte. „Hannelore hat mir von einem Kaffeestündchen im Garten erzählt und von selbst gebackenen Kuchen. Darf ich hoffen, daß mir da auch eine Einladung zuteil wird?“

„Selbstverständlich, Herr Doktor.“ Befangen trat Hilde zur Seite.

Da kamen Leni und die Kleine. Bald saß die kleine Gesellschaft vergnügt und fröhlich plaudernd bei Kaffee und Kuchen*.

---

* Siehe das Titelbild.

Behaglich lehnte sich Heinsius zurück. Er hatte gebeten, rauchen zu dürfen.

„Vater, du bist heute anders als sonst.“ Forschend blickten die Kinderaugen ihn an.

Der Doktor lachte. „Das macht die Maisonne, Kindchen, da wird man immer so vergnügt. Komm' mal her, Kleinchen, und sag' mir, wie bin ich denn sonst?“

Er zog sie auf die Knie.

„Ja, das kann man nicht sagen. Da hörst du immer nicht richtig zu, und alle Augenblicke mußt du wieder weg. Aber jetzt ist alles viel schöner bei uns, seit Tante Hilde da ist, findest du das nicht auch?“

„Recht hast du.“ Seine Augen suchten Hilde, die den Spatzen und Finken Kuchenbröselchen zuwarf.

„Vater, ich habe Tante Hilde lieb. Nun mußt du sie aber auch lieb haben, damit sie nie wieder fort geht.“

„Du hast recht, mein Herz, verlassen darf uns Tante Hilde nicht mehr, was sollten wir dann anfangen?“ Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, stellte er sein Töchterchen zu Boden. „Du möchtest gewiß jetzt spielen?“

Die Kleine lief davon und verschwand im Garten.

Eine Stunde blieb Heinsius noch sitzen, lebhaft mit Hilde plaudernd, dann verabschiedete er sich. „Ich danke Ihnen für den schönen Nachmittag, Fräulein Berg.“ Scherzend sagte er noch: „Der ungebetene Gast bittet, wiederkommen zu dürfen.“

Hilde lachte. Dann blickte sie ihm nach; in den Augen einen rätselhaften Ausdruck.

Heinsius, der bisher in seinem Zimmer gefrühstückt hatte, fand sich nun auch morgens ständig im Eßzimmer ein, um mit Hilde und seinem Töchterchen eine be-

hagliche halbe Stunde zu genießen. Er, der gleich Hilde in frühester Jugend verwaist war, hatte das stille Behagen einer sonnigen Häuslichkeit nie kennengelernt. Seine verstorbene Frau war oberflächlich und genußsüchtig gewesen. Die Ehe drohte unglücklich zu werden, als eine tückische Krankheit und ein rascher Tod die junge Frau hinwegrafften.

Kleinchen empfand richtig, es war viel schöner, seit Hilde da war. Wenn er morgens an den Frühstückstisch trat, den Hilde zierlich gedeckt hatte, sie und die Kleine ihn mit fröhlichem Gruß empfingen, dann freute er sich immer wieder, daß seine Cousine ihm in richtiger Erkenntnis diesen lieben Hausgeist geschickt hatte. Mit wachsendem Behagen ruhten seine Augen auf der zarten Gestalt, und gern ließ er sich von ihr den Tee reichen. Auch mittags und abends meldete er sich jetzt häufiger zu Tisch. So kam es ganz von selbst, daß abends, wenn Hannelore ins Bett gebracht war, Heinsius und Hilde noch eine Weile zusammenblieben und plauderten. Heinsius freute sich an Hildes feinem Verständnis und ihren klugen Antworten. Und so kamen sie einander unmerklich immer näher.

Von einem Gang durch den in der Morgensonne liegenden Garten kehrte Heinsius zurück, in den Händen ein paar rote, taufrische Rosen. Er reichte sie Hilde zum Morgengruß. „Einige besonders schöne Blumen, ich dachte, Sie würden auch Freude daran haben, Fräulein Berg."

Hilde dankte erfreut; feine Röte stieg ihr ins Gesicht. In seinen Augen leuchtete es unmerklich auf.

„Vater, du hast doch versprochen, mit uns eine Autofahrt in die Holsteinische Schweiz zu machen! Wann tust du denn das?" Hannelore sah ihren Vater vorwurfsvoll an.

„Wenn wieder Sonntag ist und die Sonne scheint."

„Das sind" — an den Fingern zählte sie ab — „eins, zwei, drei, vier Tage. Weißt du, Tante Hilde, Käthe Gerlach, die große Schwester von Liselotte, hat erzählt, daß früher mitten in der Holsteinischen Schweiz eine große Wiese gewesen sei und darauf habe eine Kapelle gestanden. Aber eines Tages, als man hinkam, war alles verschwunden, nur ein großer See war da. Und wer in dem See badet, der muß sterben. Nun ist im vorigen Jahre ein großer Junge dagewesen, der hat darüber gelacht. Weil er so gut schwimmen konnte, ist er ins Wasser gesprungen, doch nach ein paar Augenblicken war er verschwunden. Die Leute haben ihn mit langen Stangen gesucht, aber niemand konnte ihn finden. Erst nach drei Tagen schwamm er tot auf dem Wasser."

„Das hat sich allerdings zugetragen," sagte Heinsius. „Der Knabe wird sich in den Schlinggewächsen, die im See wuchern, verfangen haben und ertrunken sein. Ja, es ist etwas Eigenes um den Ukleisee."

Ein Diener kam und brachte Briefe. Für Hilde war auch etwas dabei; — Heinsius hatte beim flüchtigen Hinsehen eine Herrenhandschrift auf dem Umschlag bemerkt. Sie öffnete das Schreiben. Aller Frohsinn war plötzlich wie weggewischt aus ihrem Gesicht, Zorn und Empörung flammten darin auf. Der Brief war vom Grafen Ködesvár, er gestand ihr seine Liebe und bat sie, nach Budapest zu kommen.

Heinsius beobachtete sie hinter seiner Zeitung. Was mochte sie so erregen? Sollte jemand Rechte an sie besitzen? Es war ja auch kaum denkbar, daß sie bisher ohne Liebe, ohne Begehren eines Mannes durch die Welt gegangen sein sollte. Hilde bemerkte seinen teilnehmenden Blick. Sie faltete das Blatt zusammen und steckte es in ihre Tasche.

Die Stimmung war fort. Ein bedrückendes Schweigen ward nur durch Hannelores Plaudern, worauf keines achtete, unterbrochen.

Dann stand Heinsius auf. Gereizt und mit sich unzufrieden, verließ er mit knappem Gruß das Zimmer. Hilde merkte es kaum.

Leuchtend stieg der Mond am Horizont auf, immer höher und höher, warf silberne Strahlen auf die Alster, Blumen und Sträucher, schaute neugierig in Höfe und Gärten. An einem unverhüllten Fenster beschien er ein blondes Geschöpf, das still vor einem Tischchen saß. Eine Vase mit roten Rosen stand darauf, und ein Paar feine, weiße Hände hielten das Glas umschlungen. Nun bewegte sich der Blondkopf, leicht vorgeneigt, küßten blasse Lippen die zarten, duftenden Blumenblätter.

Es war ein schwüler Abend im Juni. Ein Gewitter zog heran; dumpf lag die Hitze in den Straßen.

Heinsius hatte seine Fabrik früher als sonst verlassen, im Klub zu Abend gegessen und saß nun mißmutig hinter seiner Zeitung. Nichts wie Verdruß hatte es heute gegeben. Unangenehme Korrespondenzen und eine stillstehende Maschine, an der die Ingenieure den ganzen Tag ohne Erfolg herumprobiert hatten.

Am besten war's schon, nach Hause zu fahren und in Hildes lieber Gesellschaft den Ärger zu vergessen.

Er seufzte. Wenn er nur wüßte, wie es in ihr aussah. Ob sie ihm ein wenig geneigt war. Sie benahm sich zwar immer gleich lieb und freundlich, und doch lag etwas in ihrem bewußt zurückhaltenden Wesen, daß er nicht wußte, was er tun sollte. Nur zuweilen, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, dann stimmte ihn der weiche Ausdruck ihrer Augen nachdenklich.

Warum fragte er sie nicht, ob sie seine Frau sein möchte? Aber er fürchtete sich. Wenn sie nein sagte und ihn verließe? Das ertrüge er nicht, dazu hatte er sie zu lieb. Er konnte sich sein Leben ohne sie nicht mehr denken.

Er sprang auf. Ungestüm trieb es ihn nach Hause.

Die Gittertür knarrte, leise knirschte der Kies unter seinen Füßen.

Klang da nicht Musik aus der geöffneten Balkontür? Sollte Hilde spielen? Er hatte sie noch nie spielen hören.

Leise öffnete er die Türen, ging vorsichtig durch den Salon und schob die Portieren nach dem Musikzimmer behutsam beiseite.

Es war Hilde.

Ergreifend erklang Isoldes Liebestod durch den Raum — Hildes Liebe und Sehnsucht lag in dem Spiel. Leise verhallten die letzten Töne.

Träumend saß sie am Flügel. Die Musik hatte ihr Inneres aufgewühlt; Unruhe hatte sie erfaßt, von der sie sich keine Rechenschaft geben mochte.

Sehnsucht war es. Leidenschaftliche Sehnsucht nach seiner Liebe. Einmal im Leben noch so von ihm geküßt zu werden wie damals! Heute würde sie die Augen schließen und seine Küsse erwidern. Alles vergessen. Nichts mehr denken. Nur ihm, ganz ihm gehören. Ihr Herz schlug; die Lippen zitterten in scheuem Verlangen. Die schlummernde Liebe war in ihr erwacht, stärker als in den törichten Jugendtagen.

Was waren das für sündhafte Gedanken! Hilde erschauerte. Sie schämte sich; preßte die Hände an die Schläfen, um die beklemmende Erregung zu meistern.

Er hatte sie ja auch lieb. Das spürte sie längst. Aber lieb genug, um ihr seinen Namen zu geben? Gewiß. Sie

vertraute ihm. Und dennoch quälten sie bange Zweifel. Wenn er so war wie der Graf? Nein! Dann durfte er nie wissen, wie lieb sie ihn hatte, dann mußte sie sich weiter beherrschen, um nichts zu verraten.

Sie begann wieder zu spielen; etwas Leichteres, damit sich die quälende Sehnsucht verlor. Perlend ertönte Griegs „Hochzeit auf Troldhangen".

Heinsius lehnte immer noch unbeweglich am Türpfosten. Nur ein Wunsch beseelte ihn: sie in seine Arme zu schließen, sie nie mehr zu lassen! Wie jung sie aussah, wie mädchenhaft! Das Licht, durch gelbe Seidenschirme gedämpft, fiel mild auf ihr Blondhaar. Nun summte sie leise die Melodie.

Ein Gepolter. Mit einer unvorsichtigen Bewegung hatte er ein Tischchen umgeworfen.

Hilde sprang auf.

Heinsius eilte auf sie zu. „Verzeihung! Ich wollte Sie nicht erschrecken."

„Ich ahnte nicht, Herr Doktor, daß Sie im Hause waren, sonst hätte ich Sie mit meinem Spiel nicht gestört."

„Gestört? Nein, danken muß ich Ihnen. Und wenn ich drum bitte, dann erfreuen Sie mich damit nun öfter, nicht wahr?"

„Gern."

Sie schwiegen.

Wie heiß es war. Betäubend duftete der Jasmin.

„Hilde!"

Er beugte sich zu ihr.

Die Augen! So wie in jener Sommernacht. Sie konnte sich nicht beherrschen, jetzt nicht mehr. Und ihre Blicke, die mehr sagten als tausend Worte, hingen selbstvergessen an diesen Augen.

Er hatte begriffen.



„Du — du mein Märchen — du süße, kleine Heilige." Leidenschaftlich umschlang er die zarte Gestalt.

„Sag mir! Hast du mich lieb?"

Sie hob das glühende Gesicht. „Immer hab' ich dich lieb gehabt. So lange schon, seit du mich zum erstenmal geküßt hast."

„Seit — ich — dich — zum erstenmal geküßt habe?" Heinsius schaute sie verständnislos an.

„Ja. Und wie geküßt! Daß mir angst und bange geworden ist. Aber ihr Männer — alles vergeßt ihr."

„Ich bitt' dich! So rede doch —"

„Besinn' dich ein bißchen. Und eh' du's nicht weißt, gibt's keinen Kuß mehr." Und ihre dreißig Jahre vergessend, lief sie übermütig in den Garten.

Heinsius eilte hinter ihr drein und haschte sie unter dem Holunderbaum.

„Nun sag' mir ..."

Hilde ging mit ihm zu einer kleinen Bank, legte ihren Kopf an seine Schulter und erzählte ihm das Märchen ihrer Jugend.

Langsam erinnerte sich Heinsius.

„Darum hab' ich dich auch gleich so lieb gehabt, und immer war mir's, als müßte ich dich schon gesehen haben," sagte er versonnen. „Und du — du hast mich wiedererkannt und mir's verschwiegen? Das kostet Strafe."

Die Strafe ließ Hilde gern über sich ergehen.

Maria Schwanenberger

Eine bürgerliche Geschichte

Von M. Kaltenhauser / Fortsetzung

Julius Gassenspieler mußte eine Geschäftsreise unternehmen. Es war ihm unlieb, denn er blieb gern in Marias Nähe, anderseits war es ihm wünschenswert, aus dem Städtchen wieder einmal fort zu können. Er sah sich gerne in der Welt draußen um. Das sagte er auch Maria, und sie begriff ihn.

Aber wie er mit gönnerhaftem Lächeln sagte: „Na, sei nur getrost, Mariechen, bist du erst meine Frau, dann sehen wir uns einmal miteinander da draußen um,“ da fand sie doch keine rechte Antwort. In ihr wehrte es sich: als seine Frau die Schönheiten des Lebens zu suchen? Wunder gab es ja auch draußen nicht. Da war es gleich, ob ihr Gefährte zu ihr paßte oder nicht. Wunder konnten sich ihr doch so und so nicht erfüllen. Mit dieser vernünftigen Folgerung schloß sie ihr Bangen vor der Zukunft ab.

Lieb war es ihr, daß Julius eine Weile fernbleiben sollte. So kam sie sich vor, als wäre der Zwang, der sie an das Städtchen band, nicht so groß, als sei es ihr heute oder morgen möglich, davonzugehen, als wäre sie nicht für Lebenszeit an diesen Ort gefesselt.

Julius, dem Frau Janna gefiel, riet Maria, sich während seiner Abwesenheit viel mit ihr zu beschäftigen; auch Frau Janna ersuchte er darum, sich um Maria anzunehmen.

Sie mußte lächeln. Julius meinte es gut, aber wozu brauchte sie jemand, der ihr die Zeit verkürzte? Ab und

zu ging sie wohl zu Frau Janna oder diese kam zu ihr, zuweilen gingen sie miteinander spazieren.

Frau Barbara wunderte sich über die Tochter, beobachtete sie oft, und ihrer gut bürgerlichen Hausfrauenart blieb ihres Kindes Wesen befremdlich. „Wie kann Julius Freude an so einer haben," sagte sie einmal verärgert zu ihrem Mann. „Er braucht doch eine Frau, die fest zupacken kann, statt dessen lebt Maria in den Tag hin, als wären die Stunden geschenkt."

Schwanenberger nahm die Reden seiner Frau nicht sonderlich ernst. Warum denn auch? Ihn bedrückte jetzt nichts und die Zukunft der jungen Leute, die war deren Sache. Er wehrte ab. „Werden sich schon ineinander finden."

Da schoß Frau Barbara die helle Röte ins Gesicht. „Und wenn es dem Julius zu dumm wird und er einsieht, daß so ein stilles Ding nicht für ihn paßt?"

Nun hatte sie es doch getroffen. Gottfried kam aus dem Gleichmut; er schaute seine Frau unruhig an. „Nicht paßt? Du meinst, er löst die Verlobung?"

„Na, was dann?"

„Das darf nicht sein." Schwanenberger stand jäh auf.

„Das darf nicht so kommen. Eine aufgelöste Verlobung. Das Gerede! Blamiert wäre man."

Schwanenberger hörte das Gejammer nur halb. Ihn peinigte die Sorge für das Geschäft, das man so nicht halten konnte, wenn die Heirat nicht zustande kam. Was gingen ihn da die Bedenken seiner Frau an. Barbara und die Ihren würden noch mehr wettern, wenn sie das andere erfahren würden, das mit der Schuldsumme. Und die war nun im Notfall mit Marias Mitgift gedeckt, die Julius Gassenspieler nicht beanspruchte.

Schwanenberger zog sich die Weste glatt, sah sekunden=

lang durch das Fenster auf den Platz hinunter, ging dann zur Türe hinaus und trabte die Treppe empor, die zum Giebelstübchen Marias führte.

Vor der Türe machte er kaum halt, so rasch wollte er sich aussprechen.

Drückend lastete hier oben die Decke über dem kleinen Raum. Auch Maria empfand das. Aber wenn sie dann an das breite Fenster trat, in dessen Gesichtsblick wie in einem Rahmen ein Bild wunderbarer Landschaft lag, dann vergaß sie das Enge, Drückende. Vergaß sie das ganze Städtchen, ihr Sein war eins mit dem Schauen, das dort draußen weilte. Weit über den Torbogen hinaus sah sie da, die Straße entlang, die erst wie ein breites Band und dann wie ein immer dünner werdender Faden zwischen Feldern und Äckern hindurch dahinlief, der breiten Landstraße entgegen. Auch diese Landstraße nahm das Bild noch auf und als schmalen Streifen die ferne, dahinterliegende Landschaft, die in zarten Dunst gehüllt lag.

Maria hatte bis jetzt an einem Wäschestück genäht, erst vor ein paar Minuten war ihr Blick ins Weite gewandert, und das Wäschestück lag zerknüllt auf dem Tisch.

Da kam der Vater und nahm gleich den ersten Umblick als Vorwand für seinen Ärger.

„Das ist doch keine Art für ein Mädel, das Braut ist, das bald Frau wird," brach er los.

Maria, die dicht am Fenster saß, wendete sich dem Vater zu. „Wie meinst du das?" fragte sie erstaunt, und in ihrem Ton lag der stille Stolz, gegen den Gottfried Schwanenberger nie aufkommen konnte.

„Daß du hier hockst, den Tag vertrödelst, statt daß du dich von Mutter anlernen läßt, damit der Gassenspieler eine tüchtige Hausfrau kriegt. So wird er sich schönstens bedanken."

Ein Hoffnungschimmer stieg in ihr auf, Julius könnte sich beklagt haben. Dann würde sie trotz allem ein Ende gemacht haben. „Geht das von Julius aus? Will er, daß du mir das vorhältst?"

Erschrocken wehrte der Vater ab. „Was fällt dir ein? Er weiß von nichts. Das denken nur Mutter und ich."

In Maria sank die Hoffnung zusammen. „Für das Lernen bleibt mir noch immer Zeit. Darum laßt mich gehen, wie ich will, sonst will ich überhaupt nicht," fügte sie in hartem Trotz hinzu.

Vor diesem trotzig-kühlen Blick, vor diesem festen Willen gab er nach und schwieg; all seine vorsätzliche Härte war dahin, er bemühte sich ängstlich, seine sonstige schlendrige Gutmütigkeit wieder zu erlangen, um nur ja die Tochter nicht noch mehr zurückzustoßen.

Darum sagte er auch seiner Frau nur ein paar Worte von seiner Unterredung mit Maria.

Da setzte sich in Frau Barbara eine Hartnäckigkeit fest; ihr ging Marias Art gegen ihr Verständnis, und sie schrieb an Julius in ihrer Besorgnis, er möge auf Maria einwirken, daß sie sich auf ihre künftigen Hausfrauenpflichten vorbereiten solle.

Aus Julius' Antwort glaubte man sein fröhliches Lachen zu hören. „Laßt mir die Maria, wie sie ist. Ich will sie, so wie sie ist, und nicht schon eingekeilt in ihre tausend großen und kleinen Pflichten, die sie einmal doch erfüllen wird. Das wird schon noch kommen. Es ist noch genug Zeit dafür."

Frau Barbara wußte mit diesem Brief nichts anzufangen; aber ganz verstohlen empfand sie doch Befriedigung, daß der reiche Gassenspieler ihre Tochter so hoch einschätzte. Und in dieser aufwallenden Empfindung, die alle Bedenken über die Tochter wieder klein werden ließ,

zeigte sie Maria den Brief, den diese aufmerksam las. Ach, nur irgend ein Wort wollte sie finden, das sie störrisch machen, gegen das sie trotzen konnte! Aber sie fand keinen Anlaß, und fühlte die Fesseln der Verlobung immer mehr. Weil Julius sie ihr so gar nicht empfinden ließ, erschien sie sich desto mehr verpflichtet.

Er schloß „draußen" gute Geschäfte ab, wie er Maria und seinem Vater mitteilte, und diese Geschäfte erforderten ein längeres Fernbleiben, als er zuerst beabsichtigt hatte. —

Der Winter war vorübergezogen und die Zeit des ersten Blühens wieder gekommen. Dort und da schloß ein Blumenköpfchen die Äuglein auf, und die Sonne ließ ihre Strahlen darüber hinflimmern.

In diesen Tagen lebte Frau Janna in einer sonderlichen Ungeduld. Was für Maria wie ein Mahnen an ihre Seele war, so schön kann die Welt werden, was ihr jeder neu erwachende Frühlingstrieb in der Natur sagte, dagegen setzte Frau Janna einen Trotz auf. „Ich mag den Frühling nicht," sagte sie zu Maria. „Er verspricht so viel, erfüllt aber dann das Wenigste. Mir ist der Hochsommer das Beste. Er ist mir so wie ein schöner Mensch, der einem entgegenkommt, und sagen will: ‚Sieh doch, so bin ich. Und wie ich bin, so liebe mich. Such' nicht erst nach Fehlern, erwarte auch nichts Besseres, Vollkommenes, nimm mich, wie ich bin.'" Und in der trotzig vibrierenden Frauenstimme rührte sich ein heißer Unterton. „Ich weiß, was mir der Frühling versprach; ich weiß, was er mir brachte. Wie wenig! Jetzt steh' ich im Sommer, und den will ich ganz auskosten, nachdem ich im Frühling gewartet habe."

„Und der Herbst?" fragte Maria.

Die Hand der Frau griff hart um den Arm Marias.

„Mädel, nicht quälen; nicht mahnen. Sie haben noch lange zum Herbst. Und ich will meinen Sommer leben."

Mehr als zuvor suchte Frau Janna ihre junge Gefährtin. Sie gingen gemeinsame Wege, aber ihre Seelen glitten immer mehr auseinander. Während Frau Janna nicht ohne Gesellschaft sein konnte, wäre Maria am liebsten allein in den hellen Tag hinausgelaufen, denn die Sprunghaftigkeit Frau Jannas wollte in die Sehnsucht Marias trennende Klüfte bringen. Mußte denn immer jemand neben einem sein, der beständig mit Worten, dessen ganzes Wesen mahnte: an mir siehst du, daß sich Wunder nie erfüllen.

Und schuf Maria der Frühling ein neues Wünschen, Hoffen, Erwarten, setzte er ihr eine tiefe, neue Gläubigkeit in die Brust, so stand mit all ihrer Unruhe diese Frau als Warnerin vor ihr auf.

Auch zu Professor Undegger ging Maria jetzt selten. Sein Heim, das ihr in der Stadtöde wie ein Sonnenort gewesen war, dahin sie sich wie ein fröstelndes Vögelchen geflüchtet hatte, war dann doch der Ort gewesen, wo sie den Entschluß für ihr ferneres Leben gefaßt hatte.

Bei den wenigen Klavierstunden, die sie jetzt nahm, war sie meist zerstreut. Jetzt, wo ihr die Eltern kein Wehren mehr entgegensetzten gegen ihre Musikliebe, hatte sie die Freude daran verloren. Sie konnte sich sogar dazu verstehen, Frau Janna, die mit dem Professor ihr Vierhändigspiel üben wollte, bei Franz Undegger einzuführen.

Der alte Herr war damit nicht recht zufrieden. „Wen haben Sie mir da gebracht, Fräulein Maria?" sagte er einmal, als Maria bei ihm weilte. Sinnend schüttelte er seinen weißen Kopf. „Ich soll Ihnen eigentlich dafür Dank sagen und kann es doch nicht. Mein stilles Heim ist mir lieber."

Da trat ein leise fordernder Trotz in Marias Antwort. „Warum wollen Sie rechten, Professor? Die Frau paßt doch zu Ihnen. Sie streiten beide die Wunder ab."

Der alte Herr lachte leise. Er nahm Maria an der Hand und führte sie dorthin, wo an der Wand das Frauenbildnis hing, das ein so freundliches Grüßen in den stillen Augen hatte. Er hielt Marias Hand fest. „Sehen Sie, Kind, die paßte zu mir. Die glaubte auch nicht an Wunder, aber sie hatte darum doch die stille Harmonie in sich und gab sie auch mir. Die paßte zu mir und die hielt mich im Leben. Ich glaube nicht, daß das eine andere so vermocht hätte. Und darum, Fräulein Maria, sagen Sie nie mehr, daß diese Frau Janna zu mir paßt. Frau Keltner und die da," er wies zu dem Bildnis empor, „das sind zwei getrennte Welten. Dazwischen liegt das Meer. Dort, wo die Wellen sacht verrinnend an den Strand fallen, dort lebte die da, und die andere am Felsenstrand, woran sich die Wellen hart und schäumend schlagen. Diese da paßte zu mir, und die andere, ich kann sie verstehen, aber sie ist mir fremd."

Die Hand ließ des Mädchens Rechte los, strich in stiller Zärtlichkeit über des Mädchens Arm. „Und Sie, Maria, Sie leben jetzt in einer Wirrnis. Schade, die Frau da hätte auch Sie auf den rechten Weg geführt. Ja. Und darum denken Sie an ihre Worte: ‚Jedes Leid ist nur so groß, als man es sich selbst macht. Und ein wenig Sonne kommt überall hin.' Sehen Sie, so hat sie sich ins Leben geschickt." Und wieder legte sich seine faltenreiche Hand um die weiche, glatte Marias. „Probieren Sie es auch, Kind."

Er ging zum Klavier zurück. Maria folgte ihm. Und aus dem Instrument perlten die Töne durch das Gemach.

Von da ab führte Marias Weg wieder öfter zu dem

alten Herrn, doch immer erst, nachdem sie die kleine Regung von Feindseligkeit überwunden hatte, die sie in letzter Zeit von diesem Haus ferngehalten hatte. Jetzt kam sie immer mit einer unausgesprochenen Frage in das stille Heim, und es war, als ob ihr aus den freundlichen, klugen Frauenaugen die Antwort käme, die sie brauchte: „Jedes Leid ist so groß, als man es sich selbst macht. Und ein Endchen Sonne kommt überall hin."

Den Eltern Schwanenberger war es eine Befriedigung, daß Maria nun wieder öfter ihre Klavierstunden nahm, das schien ihnen wie eine Bestätigung dafür, daß die Tochter sich mit ihrem Schicksal abgefunden hatte. In ihr Denken vermochte das Verständnis für den wahren Beweggrund nicht einzudringen: daß die Tochter nun jedesmal wie eine Bittende zu diesen Stunden ging, um sich dort Rat für ihr seelisches Gleichgewicht zu holen.

Ostern war vorüber. Julius war nur über die Feiertage zu Hause gewesen, um gleich danach wieder abzureisen. Seine Geschäfte waren noch nicht alle abgeschlossen, aber sie versprachen sich günstig zu gestalten. Darüber war Julius in einer sprudelnden Fröhlichkeit gewesen. Während eines kurzen Zusammenseins mit Maria legte er den Arm um ihre Schulter und zog sie an sich heran. Sein Lachen klang ihr ans Ohr, das siegessichere Lachen, das sie so gar nicht mochte, das ihr klang, als wollte er sagen: „Mir ging es bis jetzt gut, und ich weiß, mir geht es auch weiterhin gut."

Dieses selbstbewußte Lachen empörte sie wieder. Mußte ihm denn alles gelingen?

Sie bog den Kopf zurück und ihre Augen sahen sinnend in seinen lachenden Blick. Wußte er denn, ob ihm nicht doch einmal etwas gegen seinen Willen ging?

Er verstand das leise Mahnen in ihren Augen nicht; er sah nur den Schleier, der über diesen fragenden, sinnenden Augen lag, die er so liebte. Was die Frage darin bedeuten sollte, dafür fand er in seinem Denken keine Deutung; er wußte nur, daß Maria ihm gehörte, daß es nun auch hier nach seinem Willen gegangen war. Und da kam ihm wieder das Lachen über die Lippen, leiser, aber all sein sicherer Stolz war wieder darin.

Da löste sich Maria aus seinem Arm, trat von ihm fort.

In ihm wollte sich darüber ein herrisches Befremden regen, aber seine gute Stimmung ließ es nicht aufkommen.

Maria war ans Fenster getreten und der Anblick des Platzes stimmte sie nicht leichtherziger.

Julius trat jetzt bedachtsam neben sie. Leise legte er die Hand auf ihre Schulter. „Guck dir da draußen nicht zu viel ab, Mariechen," sagte er. „Oder — wenn du willst, guck sie dir an, unserer Väter, Tanten und Onkel Häuser, wenn sie dir doch gefallen. Wenn wir zwei einmal zusammengehören, dann sollst du's schöner haben, sollst nicht immer diese alten Winkelbuden vor dir haben." Ein glückliches Lachen klang von seinen Lippen und seine Hand fiel von ihrer Schulter ab. „Mariechen, so will ich dir von da draußen das Geld hereinbringen, sieh, so, auf beiden Händen, damit du dir Schönes schaffen kannst, damit diese ewigen Frageaugen da ein bißchen anders blicken." Er schwieg eine Weile. Dann klang es wie eine Aufforderung in seinem Ton: „Sag, Mariechen, freust du dich?"

Sachte rückte sie ab, so daß sie neben seiner Hand wieder ins Freie blicken konnte, und gedankenverloren sagte sie ruhig: „Ich weiß es nicht."

Rascher Zorn überflog sein Gesicht. „Na, dann nicht,"

sagte er, reckte seine Schultern, schob seine Hände in die Hosentaschen und kehrte dem Fenster den Rücken.

Nun war Ostern vorbei und Julius wieder abgereist.

Maria Schwanenberger wollte diesen Frühling genießen, den letzten, den sie allein für sich erleben durfte.

Wenn sie durch die Straßen ging, in engen Winkeln durch kühle, feuchte Häuser, empfand sie heißen Groll. Es war ihr, als müßte sie an diesen stummen Mauern rütteln, als müßte sie alles zum Leben erwecken. Und vermochte es doch nicht. Die Erkenntnis drang ihr zuweilen unvermittelt wieder in den Sinn, sank ihr ins Herz und ließ es ungestüm schlagen.

Verständnislos sah Maria dann auf die ältlichen Bürgersleute. Die lebten auch im Frühling auf, aber so ganz anders. Über ihnen lag es wie eine behäbige Befriedigung darüber, daß die alten Mauern auch diesen Frühling noch erlebten, daß sie selbst diesen Frühling noch erlebten.

Hatte nicht vielleicht doch hin und wieder hier ein junges Menschenherz so gefühlt wie sie, fragte sich Maria. In einer Anwandlung, die sie hernach reute, hatte Maria einmal die Mutter darüber gefragt.

„In der Jugend wollen viele manches anders haben, aber das gibt sich. Später sind sie alle froh um die Heimat," hatte Frau Barbara erwidert, ohne sonderlich nachzudenken. Freilich, sie, die Karstnertochter, die Bürgerstochter, die zu dieser Stadt gehörte, was sollte sie auch anderswo tun? Und so gehörte auch Maria hierher als Schwanenbergertochter und Enkelin der Karstner. Das war auch gut so; man brauchte sich dann nicht erst irgendwo in der Welt ein Nest zu suchen, viel besser war es doch, die Jüngeren blieben dort, wo sie flügge geworden.

„Die sind alle froh, daß sie ein Heim haben." Diese Worte der Mutter blieben in Maria länger haften. Ja,

auch sie würde froh sein, ein Heim zu haben. Nur so schönheitsleer durfte es nicht sein, so alle höheren Gedanken tötend.

Ein wenig gutmütiger schien der Frühling aber doch auch Frau Schwanenberger zu machen. Sie ließ die Tochter in den Tag hinauslaufen, die Zeit verbummeln, ließ ihr den Frühling so, wie es das Mädchen wollte, verleben.

Prächtig leuchtete der Himmel, als Maria wieder einen längeren Spaziergang unternahm. Neben ihr schritt in ungleicher Gangart Frau Janna; bald schritt sie lässig schlendernd dahin, bald atmete ihr ganzer Körper Leben, und ihr Schritt wurde lebhafter, dann geriet sie in ein ungleiches Laufen, um dann jäh wieder lässig weiterzugehen.

Neben dem Fußweg lief ein schmales Bächlein dahin, darin sich die Bläue des Himmels spiegelte.

Maria blieb einmal stehen, wandte sich um und sah schon fernab die Vaterstadt liegen. Eingeschlossen in die grauen Steinmauern ragten nur die Türme empor in der gleichen grauen Steinfarbe. Maria empfand wieder die Öde ihres Heimatstädtchens, aber zugleich dachte sie freudig: ich bin ja nicht dort, bin hier, wo ich alles größer, freier sehe. Nicht so, wie man in ihrem Stübchen daheim zum Fenster hinaussah.

Als sie wieder weitergingen, da wurde die Sehnsucht in Maria wieder zager, unbestimmter, die Frage in ihren Augen tiefer, weher.

Sie sah um sich. Ja, in der Natur fühlte sie sich wohl freier, aber ob die Menschen irgendwo anders waren? Unlustig hielt sie den Schritt wieder an, müde hörte sich ihre Stimme an, als sie sagte: „Gehen wir zurück, ja?"

Frau Janna wandte sich ihr lebhaft zu. „Nein, gehen

wir noch ein Stück. Ich hab' da unlängst von einem herrlichen Bau gehört, wollen sehen, ob wir ihn entdecken."

Neben ihrem Wanderweg floß das Bächlein durch ein breiteres Bett, und der leise Singsang des Wassers klang an der beiden Ohr. Das Sträßlein leuchtete in heller Ockerfarbe. Was waren doch hier für lebendige Farben, dachte Maria, nicht so stumpf wie im Städtchen, in dem alles aussah, als sei es längst abgestorben.

Und sie auch? Maria, mit ihren zwanzig Jahren? — Nein, sie lebte! Maria rührte die Schultern, als wolle sie es selber fühlen, daß sie lebte.

Schlendernd gingen sie weiter.

Und dann stieg, erst noch verschwommen, in der Ferne ein Bau auf. Nach und nach erschien das Gebäude größer.

Nun standen sie dicht davor. Wie ein Werk aus Gotteshand ragte das Schlößchen in die Luft, die Krone des Könnens lag über dem Bau.

Maria lehnte mit dem Rücken an einem Baumstamm; ihre Blicke weiteten sich. Wie eine strahlende Liebkosung ging es aus ihren Augen über das Bauwerk hin. Die feinen Verzierungen verdarben nicht den Eindruck des ganzen Baus, der an den gotischen Stil gemahnte. Noch war er unvollendet und nicht bewohnt. Nur im Park, der sich um das Gebäude schloß, lag ein Häuschen, darin der Pförtner hauste. Der stand hinter dem Gittertor und sah lächelnd auf die beiden bewundernden Damen.

Maria fragte nicht. Was lag ihr daran, wem dies gehörte, ihr war bloß die Tatsache wert, daß so etwas erstehen konnte.

Frau Janna war umso wißbegieriger; sie forschte lebhaft nach dem Eigentümer, und erfuhr, daß der Besitzer einer großen Berliner Firma hier seinen Sommersitz auf-

schlagen wolle. „Wer den Bau ausführe?“ erkundigte sich Frau Janna.

„Architekt Ingher. Alexander Ingher.“

„Dacht' es mir fast,“ sagte Frau Janna. „Alexander der Große.“

Maria fragte: „Sie kennen ihn?“

„Ja. Von all den größeren Rummels in Berlin; er befaßte sich früher mehr mit Innenarchitektur. Er ist auch Bildhauer. War überall und nirgends. Ein tüchtiger Mensch, der nicht nur im Leben steht, der es auch in sich trägt.“

In Maria aber war es wie ein Bekennen, ein Erkennen: es gibt doch Wunder, die einem die Seele mit Andacht erfüllen können. Dieser Bau war ein Wunder an Menschengeist.

In ihren Augen stand die Frage, die sonst darin war, brennender, so, als stünde sie vor der Erlösung. Als sollte der Schleier davor nun sinken und die Augen in eine andere, schönere Welt schauen.

Wie Maria noch sann und ihre Begleiterin vergaß, wandte sich die um, ergriff der Jüngeren Arm und sagte: „Kommen Sie, Fräulein Maria, gehen wir.“

Ein irrender Blick huschte über Frau Janna, langsam wandten sich die Augen von dem Bau ab. Ein Empfinden war in ihr, als wollte sie sagen: „Nun redet zu, sprecht nur, daß alles im Leben kahl ist, ohne Wunder, nun glaub' ich es nicht mehr, nun weiß ich es besser.“

Frau Janna hörte das befreite Aufatmen Marias; da flog es wie der huschende Schein eines belustigten Lächelns um ihre Lippen. Und das lag auch in dem flüchtigen Seitenblick, der Maria traf.

Der Abend kam. Am Bergrand stand die Sonne und warf ihre glühroten Strahlen auf die braune Erde;

strahlte sie auf die dunklen Wälder, daß es die wie mit einem Blutschein übergoß, wärmte die kalten Mauern des werdenden Schlößchens, setzte auf die Fenster glühende Lichter.

Maria blieb stehen und schaute zurück auf die leuchtenden Fenster, die wie rote Ampeln glühten, nur nicht so ruhig, sondern in einem blendenden Schein.

Ein huschender Gedanke flog durch Marias Seele: Von außen Licht, dies wundersame Glühen. Und innen? — Noch war alles still und leer. Wer würde da einmal sein, der dem Bau auch von innen Wärme gab? Wer in einem solchen Hause weilen wollte, der mußte doch viel Herzenswärme haben.

Jetzt wandte sich Maria und ging weiter. Das Lässige, fast Müde war aus ihrer Gestalt verschwunden.

Ohne sich nochmals umzuwenden, gingen sie nun dahin, und die Sonne umschloß die beiden Menschenkinder mit ihrem sinkenden Schein.

Nächsten Tages war Frau Janna fort; wie so oft in die Hauptstadt verreist. So unvermutet war wieder ihre Abreise geschehen, daß Maria erst davon erfuhr, als sie Frau Janna zu einem Spaziergang abholen wollte. Sekundenlang war Maria über die plötzliche Abreise verblüfft; als sie aber dann vom Apothekerhaus wegging, spielte der feine Schein eines Lächelns um ihren Mund, nun war sie die unstete Begleiterin für eine Weile los und konnte allein ihren Frühling genießen. Ein befreiender Atemzug hob ihre Brust. Es war gut, daß Frau Janna fort war.

Marias Kopf hob sich, klarer blickte sie um sich, wie in ein leuchtendes Wunderland hinein. Sie ließ die Kleinstadtmenschen mit ihren beständig neugierigen Blicken

an sich vorüberlaufen, fühlte sich ihnen nicht zugehörig. Sie spürte nicht, wie Mädchenneid und Mädchenmißgunst um sie herumschlichen — was kümmerte sie das alles? Frei war sie — noch war sie frei!

Sie ging nach Hause und holte sich Ottli, den mochte sie gerne um sich haben, ein Kind, das noch vom Leben viel erwartet und ersehnt.

Mit dem Brüderchen schritt sie durch den Torbogen, hinaus ins freie Land. Eine um die andere töricht-kluge Kinderfrage vernahm sie, gab Antwort, lachte und jauchzte mit dem Kind. Bis sie nach einer Weile schweigsamer wurde, ihr Blick brennender. Dort, noch in der Ferne, ragte der neue Bau empor. So weit war sie fast unbewußt gekommen. Sie gingen weiter. Und Marias Schritt wurde fester, so, als ginge sie nun auf einem Boden, wohin sie sich zugehörig fühlte.

Fast überhörte sie jetzt das Trippeln des Kindes neben sich, nur halb vernahm sie das Klatschen der Steine, die Ottli in das daneben fließende Bächlein warf.

Bloß wenn die Sonne auf eine Welle schien und das Wasser hell aufblitzte, dann nahm der jäh auftauchende Glanz ihren Blick sekundenlang gefangen.

Wunder? Gab es keine? Waren nicht auch die tausend Naturschönheiten Wunder? — Dann flog Marias Blick wieder zu den ragenden Türmchen empor. Dieser Bau entstand durch Menschengeist; so mußte es doch auch in den Menschen Besonderes geben, einen Schönheitstrieb, der sich zuweilen ausleben konnte, wie dort in diesem Bau.

Dort stand eine Bank. Still tat Maria die paar Schritte und setzte sich auf die alte Holzbank. Für Minuten hielt auch Ottli bei ihr still, dann flatterte wieder der Kinderübermut in ihm auf, die Müdigkeit war vergessen und

der kleine, zarte Knabe lief auf flinken Füßen kreuz und quer in munterem Spiel.

Maria schloß die Augen. Übergroß war die Sehnsucht in ihr gewesen, wie eine schwere Welle, die alle raschen, kleinen Wellen überschlug, in ihr alle anderen Gedanken zurückdrängend. Wie eine Ermüdung lag es nun über ihr, wie stilleres Träumen.

Von dort her, wo der Weg eine starke Biegung machte, kam ein sachtes, gleichtönendes Geräusch.

Maria hörte es nicht, und der Kleine hielt ein Käferchen auf der Hand und spielte damit.

Das sachte, tappende Geräusch kam näher; ein Falbe kam um die Wegbiegung herüber. Der Reiter mußte mit jähem Ruck das Pferd zurückhalten, denn Ottli stand mitten am Weg und betrachtete versunken das Käferchen, das auf seiner Hand kroch. Der scharfe Seitensprung des Pferdes riß Maria empor, und ihr Gesicht wurde in jähem Schrecken fahl. Rasch holte sie das Brüderchen.

Der Herr auf dem Pferde hob die eine Hand, um welche die Zügel hingen, leicht empor. „Nicht mehr erschrecken, gnädiges Fräulein, die Gefahr ist vorbei."

Ottli hielt sich jetzt fest an der Schwester Hand. Der Reiter sprang vom Pferd, band die Zügel um einen nahen Birkenstamm, zog sein Buch aus der Tasche und begann rasch zu zeichnen.

Maria beobachtete, daß die Augen des Mannes schärfer blickten, nach und nach die Züge ernster wurden. Nach ein paar Minuten klappte er das Buch zu: „So!" Das hellbräunliche Gesicht mit der mattrötlichen Tönung hob sich, der Blick der lustigen Augen traf Maria. „Sie verzeihen, gelt? Der Bub da war zu nett. Wie ein Wunderzwerglein in einem nie geschauten Reich. Das mußt' ich mir zur Erinnerung festhalten."

In Marias Antlitz trat langsam wieder Farbe. „Sie haben den Kleinen gezeichnet? Darf ich es sehen, ja?"

„Gewiß. Aber wollen wir uns dazu nicht setzen? Komm, kleiner Mann." Er setzte Ottli auf die Bank, nahm selbst mit einem „Sie gestatten doch?" ebenfalls Platz.

Er tat alles mit fröhlicher Selbstverständlichkeit, die eine Widerrede gar nicht erwartete. „So, nun bitte." Er hielt Maria das Büchlein hin.

Flüchtige Striche waren es nur, aber dennoch lebendig. Nicht nur das Kind allein war gezeichnet, ein Hintergrund mit Rankenwerk, Türmchen und Toren war dabei.

Verwundert hob Maria den Kopf. Die Landschaft hier war ja gar nicht so. Sie wandte sich dem Herrn zu. „Wie kamen Sie aber zu diesem hier?" fragte sie.

Er lachte. „Ich sprach ja doch vorhin von dem niegeschauten Reich."

Marias Blick ruhte auf den goldbraunen Augen des mittelgroßen Mannes, in stillem Grübeln. Bis ein weiches Lächeln wie ein matter Lichtschein in ihre Züge floß, in ihren Augen eine Helle zurückließ. „So sieht also ein Teil des niegeschauten Reiches aus in Ihren Augen?"

„Eben jetzt sah es so aus, wie hier auf dem Papier. Ein Endchen ist's nur von einem anderen Reich; morgen seh' ich vielleicht ein anderes Endchen, und in vergangenen Tagen sah ich's wiederum anders. Dort ist ja auch so ein festgenageltes Endchen." Er wies mit der Hand gegen den prächtigen Bau in der Nähe.

Das Lächeln schwand aus Marias Augen, eine jähe Atemlosigkeit überkam das Mädchen. Der feine Mund blieb stumm, nur ihre Augen fragten; und die fragten so, daß sie keine Worte dafür brauchte. Die Antwort bekam sie trotzdem. „Ja, der Schloßbau dort geht mich

an. Ich glaub' aber, ich muß mich vorstellen: Alexander Ingher. Verzeihen Sie, daß ich jetzt erst meine Ungezogenheit gutmache. Aber ich treffe nur selten jemand, der mich nicht kennt."

Maria sprach noch immer nichts. Ihre Augen suchten den Prachtbau; in ihrer Brust war eine übermächtige Freude darüber, nun den Menschen zu kennen, dessen Geist dieser Bau entsprungen.

Alexander Ingher unterbrach ihr stilles Schauen nicht. Aber er betrachtete eingehend diese großen Augen mit dem verschleierten Blick, und wie eine helle Verwunderung schoß es in ihm empor, daß es so reine, kluge Augen gab, und in die Verwunderung mischte sich seine Eitelkeit, die sich geschmeichelt fühlte, denn diese bewundernde Versunkenheit galt seinem Bau.

Jetzt wandte sich Maria Ingher zu und reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen." Ein ernstes Leuchten lag in ihrem Blick.

Seinen Künstlersinn erwärmte dies Leuchten der Mädchenaugen; aber er begriff es nicht ganz. Nach Sekunden, in denen er nur dies Leuchten auf sich wirken ließ, fragte er: „Wofür danken Sie mir?"

„Für den Glauben an eine Schönheit in der Welt."

Ein ungläubiges Verwundern stand in seinem Gesicht, beherrschte seine Frage. „Und den hatten Sie bisher nicht?"

„Doch; aber man hat ihn mir so nach und nach genommen und abgestritten."

„Wie kann man sich so etwas abstreiten lassen," sagte er lebhaft. „Schauen Sie um sich und Sie finden die Schönheit."

„Überall findet man die Schönheit nicht," sagte sie, und sie dachte dabei an ihr ödes Haus. „Stückweise wird einem der Glaube an Wunder genommen."

Er lachte fröhlich. „Wunder? — Ja, über den Weg laufen sie einem für gewöhnlich nicht. Selber muß man sich die Wunder holen. Nur nicht warten darauf."

Es lag so viel Klarheit und Bestimmtheit in seinen Worten, daß die Müdigkeit jetzt gänzlich von Maria abfiel, und er ihre Aufmerksamkeit gewann.

Ihm bereitete ihr Zuhören Freude, das Kind störte die beiden nicht, denn Ottli lief in die Nähe des Pferdes, und seine großen Kinderaugen konnten sich nicht sattsehen.

Im Sonnenlicht schimmerte das schmale Band der Straße.

Ingher wies darauf hin. „So wie eine gerade Straße wird auch Ihr Leben bis jetzt gewesen sein? Und Sie sind pflichtschuldigst darauf losgegangen, ohne einen neugierigen Blick nach rechts und links. Das darf man nicht. Da hab' ich's doch anders gemacht. Ich hatte immer meinen Blick auf die gerade Straße, kam mir aber ein Gäßchen unter, da lief ich eben hinein mit meiner Neugier, und die lud ich dort ab, sah mir alles genau an — und mit neuem Wissen kehrte ich auf die helle Straße zurück, die mir wiederum neuer erschien, weil ich ihr für ein Weilchen untreu geworden war."

„Wo soll man in unserer Kleinstadt mit seiner Wißbegierde hin?" entgegnete sie.

„Der Fuchs muß auch aus seinem Bau heraus, sonst verhungert er. Sie auch. Umsehen sollen Sie sich in der Welt und die Wunder suchen und finden. Sie sind schon da, nur helle Augen gehören dazu."

„Und ein Können, das an ein Wunder reicht, so wie Sie es haben." Ihr Blick hing wieder träumerisch an dem Bau.

„Bitt' schön, nicht loben, das vertragen meine Ohren

nicht mehr, denn die Eitelkeit steht turmhoch in mir," gestand er lachend ein. „Ich wurde von klein auf mit Lob großgezogen."

Sie sah ihn an. „Dafür sind Sie aber dann trotzdem sehr natürlich und schlicht geblieben."

„Geblieben? Aber nein. Bloß wird mir selber manchmal mein Päckchen Eitelkeit zu schwer, und ich nehme es und werfe es ab und steh', Gott sei Dank, wieder für ein Weilchen frank und frei da. So komm' ich mir dann immer wieder wie ein neuer Mensch vor, der erst den Weg und das Ziel vor sich hat."

„Dann würde es Sie wenig freuen, wenn ich Sie bitte, mich den Bau dort näher betrachten zu lassen?"

Bereitwillig erhob er sich. „Ich bitte sehr. Gegenwärtig schadet mir's nicht."

Er band den Falben vom Baum ab, hielt die Zügel lose in seiner Hand und ging dann neben Maria, die das Kind führte, über die helle Straße, bis sie abbog, und sie vor dem dunklen Gittertor standen.

Auf der einen Seite des Tores hing die Klingel, und Ingher zog daran, daß es hell durch den dunklen Park schallte. Der alte Diener, der vor einigen Tagen Maria und Frau Janna Auskunft gegeben, kam heran und grüßte.

Sie traten ein. Ingher legte dem Alten die Hand auf die Schulter. „Gelt, Herr Binder, Sie übernehmen einstweilen meinen ‚Fex'?" Er wies auf den Falben und schob dem Alten die Zügel in die Hand.

Der führte das schöne Tier seitab, wo das kleine Gebäude lag, das als Stallung dienen mochte.

Schweigsam trippelte Ottli neben Maria dahin.

Hier innen vermochte sie erst zu sehen, wie groß der Park war, der den Bau umschloß. Und durch die Mitte

hin hatte man den Ausblick auf das Gebäude. Hoch und breit stand es da.

Ingher sagte komisch-würdig: „Das sieht jetzt fast so aus, als wären wir eine Familie, die hier einziehen will."

Maria mußte lachen. „Ist Ihnen nicht leid, daß das Schlößchen nicht Ihnen gehört?" fragte sie dann.

„Aber nein! Herrje, was tät' ich, wenn ich hier eingekastelt wäre? Das taugt nicht für mich."

Mittlerweile waren sie die helle Treppe emporgestiegen, die unten sehr breit, nach oben zu schmäler wurde.

Nun standen sie in der großen Halle, in die verschiedene Türen und Treppen mündeten. Eine besondere Stiege führte zu dem Vorbau, der sich im ersten Stock befand. Er bestand aus drei Räumen. Die Fenster des Mittelraumes, der am größten war, wichen von der spitzen Art der anderen Fenster bedeutend ab. Sehr breite, nicht allzu hohe Fenster waren es, von denen sich eines dicht ans andere reihte. Der Raum war ein riesiges Rechteck, das an der vorderen Seite abgerundet war. „Der Speisesaal," erläuterte Ingher, „und links das Rauchzimmer, rechts das Spielzimmer." Von dem einen Ende des Speisesaals ging es auf einen Balkon hinaus, und von dort führte ein Stieglein mit feinverziertem Geländer hinab in den Garten.

Mit lebendigem Sinn nahm Maria die neuen Eindrücke auf, hörte sie auf Inghers Erklärungen. In ihren Augen war wieder das Leuchten, und da es Ingher sah, wurde er noch beredter, und durch seine Worte klang ein warmherziger Frohmut über seine aufmerksame Zuhörerin; er stand da, nun doch wieder ein wenig Stolz in seinem Äußern verratend, und seine mittelgroße Gestalt hob sich schlank und dunkel von dem großen Raum ab.

Inghers Worte klangen nicht an Maria vorüber; was bis jetzt eingedämmt und hilflos in einem Winkel der Seele gewesen, ihr Wissensdurst, ihre Sehnsucht nach Schönem, hob sich nun empor, frei und ungehemmt. Sie wußte jetzt, daß sie einen Einblick in ein anderes Leben bekam, und daß er ihr notwendig war. Jede Feinheit des Baues gewahrte Maria und erwähnte sie auch.

Ingher erzählte ihr, daß in seinen Bauten noch manchmal wie ein leiser Anklang an die Vergangenheit, an die Gotik vorkam, aber nur ganz schwach, denn er arbeite ja für unsere Zeit. Trotzdem liebe er die Gotik; den Barockstil schätze er weniger. Wie er dies sagte, trat für einen Moment eine ernste Nachdenklichkeit auf seine Stirne.

In lebhafter Neugier wandte er sich dann an Maria; man sah, daß er gerne über seine Kunst ein Gespräch führte. Da fragte er: „Wie denken Sie darüber?"

Maria sah zu einem Sockel nieder, der vorhin ihr Interesse erweckt hatte; sie wandte sich ein wenig ab, tat, als ob sie die feinen Verzierungen genauer betrachten wolle. In tiefer Beschämung tat sie es — er sollte nicht die heiße Röte gewahren, die ihr jetzt ins Gesicht trat, sollte nicht merken, daß sie auf seine Frage keine Antwort gab, weil sie keine geben konnte, da sie die Gotik vom Schulunterricht nur flüchtig kannte und das bißchen Wissen darüber auch schon halb vergessen hatte.

Aber lügen wollte sie nicht und der Trotz war in ihr, sich nicht klüger zu stellen, als sie war; so erwiderte sie: „Ein gutes Urteil vermag ich da nicht zu geben."

Er begriff und schalt sich selbst, wie er bei ihrer Weltabgeschiedenheit solche Kenntnisse erwartete. Rasch half er ihr über die Verlegenheit und fand einen unbefangenen Ton, als ahne er ihre Unerfahrenheit nicht.

Sie dankte es ihm insgeheim — aber eine Herbheit und Spottlust über sich selbst überkam sie dabei — sie hatte sich hinaus ins Leben gesehnt, sie, die so gar nicht vorbereitet war dafür. Sie hatte in ihrer tiefen Bitterkeit versäumt, den Geist zu bilden; nun fühlte sie sich arm und hatte vieles nachzuholen. Aber sie spürte die Kraft des Willens in sich.

Ingher sprach zu ihr wie zu jemand Kundigem von der Gotik, vom Barockstil.

Sie hatten das Schlößchen durchwandert und stiegen jetzt die kleine, schmale Wendeltreppe empor, die zu dem Turme führte, der oben in einen Söller endete. Das Büblein hatte Maria dem alten Pförtner übergeben, sie fürchtete, der Kleine könnte auf der Treppe stürzen. So stieg sie mit Ingher allein die Stufen empor. Ab und zu war im Mauerwerk ein kleiner Auslug.

Maria fühlte mit einemmal Herzklopfen; nicht allein des Treppensteigens wegen. Eine tiefe Beängstigung kam über sie. Eng neben ihrem Körper waren links und rechts die Mauern; ihr war, als schöben die sich noch enger heran und schlössen sie ein. Dunkel war es, denn die kleinen Ausluge gaben nur spärliches Licht, und Maria war es, als käme tiefe Finsternis und begrübe sie in dieser Enge.

Eine Atemlosigkeit veranlaßte sie, jäh anzuhalten, und in erschrockener Hilflosigkeit streckte sie einen Arm aus, während sich ihre Rechte fest auf das Geländer stützte.

Da erfaßte eine kräftige Hand ihren Arm. „Sind Sie nicht schwindelfrei, Fräulein?“ fragte dicht hinter ihr der Architekt.

Da Maria die Stimme vernahm, die Hand Inghers fühlte, wich die Angst von ihr; ihr wurde freier. Fest gab sie ihm die Antwort: „Ich bin schwindelfrei.“ Und sie sprach die Wahrheit; denn was sie überkommen, war

nicht Hilflosigkeit des Körpers, das war Hilflosigkeit der Seele gewesen.

Nun standen sie auf dem Söller. Maria schloß die Augen; die Helle tat ihnen weh. Aber dann öffneten sie sich weit, und nahmen das Bild ringsum als einen köstlichen, nie geschauten und kaum geahnten Schatz auf.

Alexander Ingher, der wohl auch die Schönheit der Landschaft empfand, die er schon öfter gesehen hatte, stand still und betrachtete nur Maria. Erstaunt dachte er: gab es das noch in der Welt? Solch eine schrankenlose Bewunderung legt sich wie eine Weihe über die Person selbst, die starker Empfindungen fähig war. So lag es auch wie eine Weihe über Maria, die regungslos dastand. Langsam trat sie ein paar Schritte vor und setzte sich auf die niedere, steinerne Einfassung des Söllers. Ihre Hände lagen gefaltet auf der Rampe; so gab sie sich stillem Schauen hin.

Ingher mochte sie nicht stören. Aber als das Schweigen Minuten gewährt, als es schien, Maria habe ihn völlig vergessen, wollte er mit einem raschen Wort die Stille enden, da zogen die leichten, fahlen Wolken, die eben noch die Sonne verdeckt hatten, hinweg. Schräge Strahlen trafen den Söller und das auf der Umfassung sitzende Mädchen, die schlanke Gestalt saß im Lichtschein, und über ihr aschblondes Haar floß es im Leuchten der Sonne wie feiner Silberstaub.

Ingher hob den Kopf; seine rasche Natur hatte ihm dies Mädchen plötzlich wert gemacht, so wert, wie es nur einer Künstlernatur sein konnte, die oft plötzlichen Eindrücken unterliegt.

Nun wollte er nicht mehr länger unbeachtet sein und ging ein paar Schritte vorwärts.

Maria wandte sich um und Ingher sah auf sie nieder,

gewahrte ihren versonnenen und doch leuchtenden Blick, sah, wie allgemach ihre Versunkenheit wich, und wie endlich ihre hellen Augen fragend auf ihn blickten.

Er empfand, diese stumme Frage galt seinem Wesen; noch stand er in keiner ersten Linie in ihren Gedanken, in ihrem Herzen, noch war er ihr nur der Mittler all des Schönen, das sie nun sehen konnte.

Ein leichter Unmut huschte wie bei einem verwöhnten Kind über sein Gesicht; sein Blick glitt rasch über die Umgebung, dann fragte er: „Wo liegt die Gegend, in der Sie leben? Man wird sie ja von hier aus sehen können."

In ihren Zügen stand trotzige Abwehr; tief senkten sich die Lider und darunter blickte sie fast hochmütig in die Landschaft, bis sie den Ort gefunden, wo eine Mauer die Häuser umgrenzte.

Er folgte ihrem Blick und fragte verwundert: „Daß Sie hier der Blick in die Weite so ergriffen hat? Als hätten Sie von solcher Höhe nie einen Umblick tun können? Dort in Ihrer Heimatstadt ist ja doch auch ein Turm. Haben Sie den nie erstiegen?"

Sekundenlang schwieg sie, dann lief durch ihre sonst so weichen Züge eine spöttische Schärfe. „Bei uns? Ich kann mich erinnern, als ich noch ein Kind war, da hieß es einmal, nun sei die Treppe im Stadtturm baufällig geworden und nicht mehr zu benützen. Das ist so geblieben bis heute."

„Nicht mehr erneuert worden? Oh, die guten Leutchen," sagte er, und Maria hörte aus seinem Ton ein belustigtes Bemitleiden.

Sie sah noch immer auf die Türme und Mauern. Nun hatte ihr Blick das strahlende Leuchten verloren, der trübe Schleier lag wieder darüber; schmerzhaft preßten sich

ihre Hände ineinander. Dort zwischen den Mauern, die ihr wie Kerkerwände waren, da lag auch künftig ihr Gefangenhaus.

Unvermittelt wandte sie sich ab, blickte nicht mehr um und stand in der nächsten Minute auf der Wendeltreppe.

Sie eilte so rasch über die finstere Stiege, daß Ingher fürchtete, sie könne stürzen. Besorgt ergriff er ihren Arm, um sie vor einem Fall zu hüten.

Einige Kleinigkeiten wären noch zu besichtigen gewesen, und Ingher sagte es, als sie unten angelangt waren.

Aber Maria empfand nun wieder den Jammer, den die Mahnung an ihre Zukunft wachgerufen.

Für Sekunden preßte sie beide Hände gegen ihr Gesicht, dann fielen sie ihr wieder nieder. „Ich will jetzt heim," sagte sie kurz, und holte Ottchen.

Ingher trug ihr seine Begleitung für den Heimweg an, und Maria wies ihn nicht zurück. Er mochte noch nicht allein sein, wollte sich nicht abschütteln lassen. Ihre so leicht erkennbaren wechselnden Empfindungen interessierten ihn, und er studierte im Weitergehen ihr Wesen, ihr Gesicht, wurde neben ihr wie ein wißbegieriger Jüngling von zwanzig Jahren, der die Seele seiner ersten Liebe ergründen will. Ein bißchen schwer machte sie es ihm vorerst, karg fielen ihre Worte. Aber er ließ nicht locker. Nun er sich einmal vorgenommen, sich mit ihr zu beschäftigen, wollte er auch, daß sie sich mitteilsamer zeigte. Er wollte erfahren, was ihr Wesen wie ein Irrlicht hin und her flackern ließ. Dann mochte sie stumm neben ihm her laufen.

Trotz seiner Beharrlichkeit erreichte er nicht viel. Und als er begriff, daß er heute wohl kaum einen Aufschluß über ihre Persönlichkeit, über ihren Kummer erhalten würde, da unterdrückte er den leichten Unmut, der in

ihm aufwallte, seine Gutmütigkeit siegte. Es war ja erklärlich; einem Menschen, den man das erstemal im Leben sieht, gibt man nicht gleich sein tiefstes Wesen, seine eigensten Gedanken kund. Da er zu dieser Einsicht gelangte, wurde er doppelt beredt. Kummer hatte sie, ein stetes Grübeln war in ihr. Er wollte ihr ein bißchen helfen, das alles zu vergessen, damit diese großen Mädchenaugen wieder rein und klar leuchten konnten.

Dies brachte er schließlich doch ein bißchen zuwege. Sie verlor sich in ein stilles und doch freundliches Plaudern. „Wissen Sie, daß ich von Ihnen schon sprechen hörte?"

„Glaub' ich; man hat wohl erfahren, daß ich das Schloß baue."

„Es war eine Dame, die mir von Ihnen erzählte."

„Ach je — auch das glaub' ich. Die Damen!" Aber er fragte dann doch: „Wer war es denn?"

„Frau Keltner?"

Er sah ihr forschend von der Seite her ins Gesicht. Dann wurde sein Ton ernster. „Frau Janna Keltner?"

Maria wurde aufmerksam. Er sprach da so ganz wie selbstverständlich Frau Keltners Vornamen aus — wie kam das? Auch Frau Keltner hatte sich damals so gut des Architekten erinnert. Kannten die einander nicht nur so obenhin? Von Erregung merkte sie nichts an ihm.

Er fragte weiter; es schien ihm etwas unerklärlich. „Sagen Sie mal — woher kennen Sie Frau Keltner?"

Sie gab ihm Bescheid.

Da klang ein kurzer Pfiff von seinen Lippen: „So! Und sie hält es hier aus?" fragte er ungläubig.

Maria hielt es nicht für nötig, zu antworten; so hob sie nur lässig die Schultern und ließ sie wieder sinken.

Er gab sich selbst die Bestätigung. „Sie hält es nicht aus — bestimmt nicht."

Maria dachte: ich auch nicht; aber was sie ins Leben hinauszog, war anderes, war Wißbegierde, nicht die Unrast Frau Johannas.

Er fragte nicht mehr nach dieser Frau; dafür schwatzte er umso eifriger weiter, von diesem und jenem.

Nun standen sie vor dem Torbogen. Der Kleine konnte seinen Eifer nicht mehr bezähmen und lief durchs Tor, dem Vaterhaus zu.

Maria lehnte sich an die Mauer, neben dem Toreingang. Dicht neben ihr rankte sich der Rosenstrauch empor, dessen junge Triebe im Licht der Sonne in hellem, saftigem Grün leuchteten. Noch war die Zeit nicht, da die dunklen Rosen blühten, aber an dem wilden Strauch leuchteten blaßfarbene Heckenröschen.

Ein hilfloses Lächeln spielte um Marias Mund, als sie Ingher die Rechte zum Abschied bot.

Er faßte die schlanke Hand wohl, ließ sie aber gleich wieder los; seine Gedanken waren noch nicht beim Abschiednehmen, die beschäftigten sich rege mit ihrem Wesen. Er sah das hilflose Lächeln, die blaßfarbenen Blüten über dem Silberflimmer ihres Haares.

Diese Heckenröschen hatten etwas Zaghaftes, Hilfloses, eben wie das Lächeln um diesen feingeschnittenen Mund.

Inghers betrachtete den Torbogen. „Da drinnen hausen Sie?" fragte er. „Sie mag doch manches Eigenartige bergen, diese alte Stadt; ich will sie kennen lernen, und Sie gestatten vielleicht, daß ich Sie bis an Ihr Elternhaus geleite." In seiner raschen Art wandte er sich schon zum Gehen.

„Ich danke." In Marias Antlitz war das Lächeln erloschen. Kühle, aber feste Abwehr beeinflußte ihre Haltung. Was würden die da drinnen sagen, wenn sie, die

doch einem anderen versprochen, mit einem Herren durch die Stadt ginge?

Ingher begriff. Aufdrängen wollte er sich nicht; es würde auch nichts nützen. Er bat um ein Wiedersehen für nächste Woche. Diese Woche sei er nicht hier, er müsse in die Großstadt zurück, aber nächste Woche. „Dienstag — ja?"

Unschlüssig sah sie zu ihm hin. Was wollte sie? Was hatte dies alles für Sinn?

Sie schritt langsam neben ihm die paar Schritte bis unter den Torweg. Und wie sie hier so stand und ihr Blick auf die Häuser drinnen fiel, da kam jäh wieder der Trotz über sie. „Ja — Dienstag." Rasch reichte sie ihm nochmals die Hand und ging eilig davon.

Mit zusammengeschobenen Brauen schritt sie die kurze Strecke bis zum Elternhaus.

Droben in der Wohnstube ging Frau Barbara ordnend hin und her. Als die Tochter eintrat, legte sie gerade ein Wäschestück in den Schubkasten, schob die Lade zu und wandte sich herüber.

Nur einen flüchtigen Blick warf Maria zur Mutter hin, da wußte sie, Ottli hatte erzählt. Kaum merkbar lächelte sie und schwieg; sie war nicht gewillt, zu reden.

Die Neugierde Frau Schwanenbergers wuchs. Hoch schoben sich ihre Brauen, ihre Augenlider empor, und als der fragende Ausdruck in ihrem Gesicht Maria nicht zum Sprechen brachte, fragte die Mutter: „Wer war denn der Herr, mit dem du gegangen bist?"

Ruhig sah Maria in das neugierige Gesicht der Mutter, dann entgegnete sie gleichmütig: „Ein Baumeister, der in der Nähe zu tun hat."

„So." Frau Barbaras Neugierde war ein wenig gesunken. Da war wohl keine Gefahr; da brauchte man

nicht unruhig zu werden. „Wo baut er denn?" fragte sie, sich wieder einer Arbeit zuwendend.

Es kam keine Antwort. Als die Frau den Kopf wandte, gewahrte sie, daß sie allein in der Stube stand.

Maria flüchtete in ihr Dachzimmerchen, stand dort am offenen Fenster. Ihre Hände ballten sich, und die Augen leuchteten. Nun wußte sie von einem anderen Leben, einem schöneren, reicheren; ihr Wissensdurst brauchte sich nicht mehr zu ducken. Und den Einblick in ein schöneres Leben wollte sie behalten — behalten, so lange es möglich war.

Die Woche verging Maria in unruhigem Warten. Sie zählte die Tage. Am dritten Tag ging sie in die Volksbibliothek des Städtchens. Sie wollte ein Buch über Bauten, über Kunstgeschichte haben, wollte nicht mehr so arm an Wissen dastehen.

Das alte Fräulein in der Bibliothek sah Maria verwundert an und blätterte dann im Katalog. Es fanden sich zwei Werke, die für Maria recht sein mochten, aber trotz eifrigen Suchens fanden sich die Bücher nicht, und als Maria eben darauf verzichten wollte, sagte das Fräulein, Maria möge einmal kommen, wenn der Herr Pfarrer da wäre, der wisse, wo diese Bücher stünden.

Maria ging. Ja, wie konnte sie auch nur denken. — Hier verlangte niemand solche Bücher, man hatte genug mit sich selber und dem Alltag zu schaffen, und dem Neuen, das sich in dieser Alltäglichkeit bot.

Am nächsten Tag begegnete ihr der Herr Pfarrer, dem die Oberleitung der Volksbibliothek oblag. Als er Maria sah, blieb er stehen. „Fräulein Schwanenberger möchte gern ein Werk über alte Bauten haben, ist mir gesagt worden.

Ich hab' es Ihnen gestern noch gesucht. Wollen Sie mit mir kommen und sich das Buch holen?"

„Gerne," entgegnete Maria.

Nach einer Weile, als sie nebeneinander dahinschritten, sagte er lächelnd: „Es ist doch eine gute Tat, wenn man einem so wißbegierigen Stadttöchterlein zur erwünschten Belehrung helfen kann. Herr Gassenspieler wird seine Freude haben, daß seine Braut so lernbegierig ist." Als Maria schwieg, sagte er nach einer Pause: „Bloß nicht zu viel, Fräulein Maria, damit nicht einmal die Wirtschaft und das Geschäft darunter leiden müssen."

Sie wurde bleich; still ging sie neben dem Pfarrer dahin und wanderte nach kurzer Zeit mit den zwei starken Bänden heimwärts. Aber die Bücher freuten sie nicht mehr. Der Hinweis, daß sie sich da ein Wissen holen wollte, das für ihr künftiges Leben entbehrlich, ja ungeeignet war, hatte ihr die reine Freude vergällt. Es war gut, daß sie im Elternhaus die Bücher unbemerkt in ihr Stübchen schmuggeln konnte; daheim würde man sie noch weniger als der geistliche Herr begriffen haben.

Erst am drittletzten Tag vor der Zusammenkunft mit Ingher nahm sie die Bücher und las darin. So ganz dumm wollte sie doch diesmal nicht sein.

Der Dienstag war da. Dichte Nebelschwaden hingen gleich Schleiern um die alte Stadt.

Maria stand sonst, wie im Städtchen üblich, bald auf. Heute blieb sie erst mit offenen Augen liegen und sah auf das Viereck des Himmels hinaus, das sie durch das Fenster erblicken konnte.

Ob der Nebel lange bleiben würde? Ob die Sonne ihn bald durchdrang?

Maria lag regungslos und sann. Sollte sie dem Neuen

nachgehen oder sollte sie, ohne die Welt da draußen näher kennen zu lernen, wie Dutzende anderer Mädels in das Geleise eintreten, das schon für sie bestimmt war?

Sie kam in ihrem Denken zu keiner Gewißheit; sie ließ schließlich die Entscheidung der Witterung. War es schön, so sollte das eine Befürwortung ihres Wunsches sein, regnete es, so war es besser für sie, sie blieb zu Hause und vertauschte binnen kurzem das Heim im Elternhaus mit einem anderen ähnlichen.

Es wurde schön. Da stand sie von neuem unschlüssig da. Sollte sie wieder Ottchen mitnehmen? Wie sie das dachte, wehrte sie unwillig den Gedanken ab. Das Kind würde wieder erzählen, und dann gab es zu Hause ein Gefrage, mehr als das erstemal.

Und eine Freundin, die schweigen konnte, hatte sie nicht, und Frau Janna war nicht da.

So ging sie allein, Trotz im Gesicht, Trotz im Herzen, darinnen immer noch wie gefangen ihre unverstandene Sehnsucht flatterte.

Ein Stück außerhalb des Städtchens wollten sie sich treffen.

Ingher war schon seit Minuten da, und kam sich lächerlich vor. In leichtem Verdruß über sich selbst wirbelte er seinen Stock. Es war doch zu komisch. Er, der Weltmensch, wartete hier wie der erstbeste Verliebte. Und auf wen? Auf ein Mädel, das ihn eigentlich gar nicht recht fesseln konnte, dessen Wissen gering war und das darum gar nicht zu ihm paßte.

Er wurde ärgerlich über sich selbst; da war wieder einmal sein rasches Wesen mit ihm durchgegangen, und so eine Übereilung hatte ihn schon oft gereut.

Er straffte seinen schlanken Körper. Unsinn war's! „Aber dennoch hübsch," raunte es in ihm. Und so stellte

er sich eine Frist. Er wollte fünf Minuten auszählen, war sie dann noch nicht hier, so ging er. Mochte sie dann umsonst kommen.

Aber wie er die letzte Minute zählte, sah er ihre helle Gestalt um die ein Stück entfernte Wegbiegung kommen. Da reckte er sich auf. Sie kam allein! War sie doch nicht so, wie er sie eingeschätzt? — Nicht so hoch in der Gesinnung stehend?

Als sie näher kam, war er beschämt über seine voreilige mißgünstige Meinung. Die schlanke Gestalt in dem hellgrauen Kleid, das ihm Maria größer erscheinen ließ, das schmale Gesicht mit den fast zu ernsten Zügen — die ging nicht auf leichtsinnige Liebeleien ein.

Wieder wie das erstemal fühlte er: sie kommt zum wenigsten wegen dir, sie kommt, weil du ein kluger Mensch bist, der ihre Wissenssehnsucht ein wenig befriedigen kann. War es nun wieder seine gekränkte Eitelkeit, die in ihm einen Ärger, ein unbehagliches Gefühl hervorrief? Denn er sagte sich: „Und wenn ich ein alter Knabe wäre mit weißem Haar, so läge in ihrem Kommen keine andere Bedeutung.“

Doch wie sie nun ganz nahe kam, und er ihr das letzte Stückchen entgegenging, da vergaß er sein Gekränktsein, seinen Spott über sich selbst und empfand nur helle Freude über sie. Und wie ihn diese Freude zu anderem Denken kommen ließ, wunderte er sich. In dem blaßgrauen Kleid mit dem schlichten Schnitt sah sie gar nicht wie ein Bürgerstöchterlein dieser kleinen Stadt aus.

Maria faßte es rasch: er war verblüfft über ihr gutes Aussehen. Und Ingher hatte doch ein wenig unrecht, wenn er glaubte, daß sie nach seiner Person so gar nichts fragte. Ob sie wohl für einen „alten Knaben“ das Kleid gewählt haben würde, das sie sich nur darum nach

ihrem Geschmack hatte machen lassen dürfen, weil Frau Keltner dafür gesprochen hatte, und als Dank für Marias Einwilligung zur Verlobung mit Julius Gassenspieler?

Was Maria in Professor Undeggers stillem Heim zu ernstem, ruhigem Denken angeregt, das kluge Wissen eines Menschen, das übte hier einen anderen Einfluß aus. Die kräftige Jugendlichkeit erweckte auch sie zu frischerer, lebhafter Denkart. Es war ein Gegensatz zwischen beiden Männern, die sie interessierten. Dort gereiftes, geklärtes Wissen, hier der lebhaft bewegliche Geist eines mitten im Leben stehenden Mannes.

Heute erst wurde Maria dieser Unterschied klar und darüber stutzte sie einen Augenblick. Bestand da eine Gefahr für sie? Sekundenlang schaute sie grübelnd zu Boden, dann hob sich ihr Blick, und es stand noch immer das Grübeln darin, als sie in seine goldbraunen Augen sah. Und in diesen Augen lag eine Aufmunterung für sie, keine kecke, sondern eine warme, fröhliche, die wie eine rasche Welle in ihr Herz überging.

Ihr Blick wurde weicher und lohte dann in wildem Trotz. Noch war sie frei! Nur noch kurze Zeit! Aber die Zeit gehörte ihr.

Der Trotz ging in ein Leuchten über.

In Alexanders Künstlersinn wirkte dieser Wandel in ihrem Antlitz belebend. Vor seinem Geist standen Gestalten, die sie verkörperte. So vielseitig war ihr Wesen. Diese grübelnde Zagheit, dieser Trotz, dieses überwindende Leuchten; jede dieser Regungen gemahnte ihn an eine neue Gestalt.

Maria trat ob seiner Bewunderung, die er ohne Rückhalt kundtat, eine feine Röte ins blasse Gesicht. „Wie lange wollen wir noch stehen bleiben?" fragte sie, ihn aus seinem Schauen weckend.

Da gab er sich einen Ruck und schritt neben ihr dahin. Der Weg, den sie gingen, war schmal, und die Erde dunkel, rechts und links standen vereinzelt Bäume, Buchen mit kräftigem Laub, Birken mit flatternden Blättchen, mit denen der Wind spielte.

Vormittags hatte es den Nebel heruntergeregnet, und dort, wo die Bäume dichter standen, so daß sie ein Blätterdach bildeten, da stahl sich ab und zu aus dem Blättergewirr ein Regentröpflein hernieder. Die hatte das Laub dort festgehalten, und sie fielen nun, wenn ein leichter Wind an die Zweige rührte, auf die Erde und machten sie feucht. Ein paar solcher Regentropfen fielen in Marias Haar.

Als sie aus dem kleinen Laubwald herauskamen, gewahrte Ingher die leuchtenden Tröpfchen, die wie Tau auf einer Blume lagen. Das Licht der Sonne spielte mit dem Glanz des reinen Wassers und dem Silberschimmer des Haares. Der grüne Hintergrund der Bäume breitete sich groß und farbensatt hinter der Mädchengestalt im grauen Kleid aus.

Ingher zog sein Buch. „Ich darf doch?" bat er.

Sie zögerte. Wie eine ferne Mahnung zog es durch ihr Gemüt: „Durfte sie das? Sich zeichnen lassen von einem ihr fremden Mann?"

Er merkte ihr Zögern. „Doch nur für einen reinen Kunstgenuß," sagte er, nochmals bittend, und die Aufrichtigkeit seiner Worte stand in seinem Gesicht.

Warum wollte sie ihm die Freude nehmen?

Er zeichnete sie. Schade, daß er diese Farbenstimmung nicht wiedergeben konnte. Er ärgerte sich über sich selbst. Doch wenn er auch Farben hier gehabt hätte, ihr Porträt wäre ihm doch nicht gelungen; hier lag die Grenze seines Könnens.

Und wie er sie so zeichnete und sich bewußt ward, daß er das Bild in seiner vollen Schönheit doch nicht wiedergeben konnte, da ließ er die Skizze in ihren flüchtigen Umrissen stehen und zeichnete eine andere. Maria schaute sie verwundert an, als sie diese zweite Skizze sah. Fast wie eine marmorne Figur nahm sie sich da aus, und um sie herum schmale Säulen, an deren eine sie lehnte und den nur schwach angedeuteten Blick in die Ferne sandte. Die ganze Umgebung wirkte wie eine Halle in seltsamer Bauart.

Forschend und ernst sah sie Ingher an, dessen Gesicht halb abgewendet von ihr war. So konnte sie ihn für eine Weile still betrachten. Und wie sie diesen charakteristischen Kopf mit dem dichten Braunhaar betrachtete, diese fröhlich-stolze Gestalt, die doch keinen Dünkel kundgab, da ging es durch sie hin wie eine Regung, die erst ganz leise war. Wie ein Mahnen an etwas Schönes war es erst. Und diese Mahnung griff ganz sachte an ihre Sehnsucht, daß es war, als höbe diese ihr in Trostlosigkeit müde geschlafenes Köpfchen und öffnete die Augen. Da wurde die Sehnsucht wach und blickte in ein Land, das sie sich bisher immer nur erträumt, in schönen, aber verschleierten Träumen. Und diese Sehnsucht leuchtete Maria aus den hellen Augen. Aber wie nun diese Empfindung groß und stark in ihr emporwuchs, da waren auch ihre klaren Gedanken wieder da, ihr Gewissen, das pochte und hämmerte und die Worte formte: „Du darfst nicht. Binnen kurzem gehst du einen anderen Weg. Und nicht allein." Da schwieg die Sehnsucht, in der sie eben noch alles vergessen hatte, erschrocken still. Maria konnte sich nicht rühren, so gewaltsam drängte jetzt das Blut wieder aus dem Herzen zurück. Ihre Lippen zitterten; der wilde Trotz, die Auflehnung wurden riesengroß und vermochten den=

noch schwer das Beben der Lippen zu meistern, obwohl sich der Mund fest zusammenpreßte. Eine wilde Anklage gegen die Vorbestimmung ihres Schicksals stürmte in ihr. Warum durfte sie kein Recht an etwas haben, das ihr Freude machte? Noch war es nicht Ingher, den ihre Seele forderte, sondern die sichere Gewähr: es gab wirklich so Schönes, wie sie immer gedacht und sich erwünscht hatte.

Ingher hatte, nachdem er fertig gezeichnet, die Natur betrachtet, die Berge und Bäume, umsponnen vom matten Dunst, der über der Gegend lag. Köstlich waren diese Tage, die halb noch Frühling, halb schon Sommer waren.

„Halb noch Frühling, halb schon Sommer?" Er nahm den Vergleich auf für das Mädchen an seiner Seite und wandte Maria das Gesicht zu. Helles Staunen durchlief ihn. Die leidenschaftliche Kundgebung ihrer Stimmung kam ihm trotz allem unerwartet. Was wollten diese Augen, die jetzt wie durch einen Nebel von schweren Tränen schauten? Lag nicht in diesem Blick fast unbeherrscht ein trotziges Wünschen? Lag da der Frühling schon im Vergehen und der Sommer war so nahe?

Es zuckte in ihm auf. War es ihr doch nicht gleichgültig, wer neben ihr ging?

Er stand vor ihr, ergriff ihre Hände und seine Augen fragten.

Sekundenlang hielt sie wie verloren seinem Blick stand, dann entzog sie ihm ihre Hände. Und kurz und streng kam es von ihren Lippen: „Gehen wir!"

Er folgte ihr, fand sich aber nicht gleich in ihrem Gebaren zurecht. Er sann ihrem Wesen nach, seine Worte, die er zuweilen sprach, waren zerstreut, hatten keinen rechten Sinn.

Maria fühlte: er war beleidigt wie ein verzogenes Kind. Es lag in seiner Zerstreutheit, im Ton seiner Stimme.

Da empfand Maria eine Freude und wußte doch nicht so recht, warum. Aber aus dieser Freude heraus stahl sich ein leises Lachen von ihren Lippen.

Er fuhr auf. „Lachen Sie über mich?"

Nein, über ihn hatte sie nicht gelacht, aber über die seltsame Freude in ihr.

Er zog die Brauen enger. „Ich werde nicht klug aus Ihnen," sagte er unmutig.

Die Sonne verdunkelte sich, und es rann wie ein Schatten über Marias Gesicht. Waren das nur die Wolken über der Sonne? Ingher forschte in ihren Zügen, fand aber nun keine ausgeprägte Empfindung mehr darin, nur starre Verschlossenheit.

Ein wenig schwer fanden sie sich in die leichte und doch kluge Unterhaltung zurück. Bis Ingher ein glücklicher Einfall kam, der die Spannung löste. „Ich habe Ihnen Abbildungen von meinen bisherigen Bauten mitgebracht." Er zog aus seiner Brusttasche ein Päckchen und reichte es ihr.

Nun konnte er sich wieder freuen an ihr. Wie die Photographien sie interessierten. Wie klug ihre hellen Augen blicken konnten. Und auch ihre Worte waren heute kundiger. Das Lesen der Werke hatte ihre Unsicherheit ein wenig gehoben.

Wie zwei gute Kameraden waren sie, sprachen „schrecklich weise", wie Ingher neckte, und als sie sich trennten, fühlten beide keine Beklemmung mehr.

Aber nun sagte er und es klang fast wie ein Befehl: „In Ihre Stadt komme ich doch. Ich will sie sehen. Sie selbst sollen mir die alten Winkel zeigen."

„Und die behäbigen, weisen Väter und Mütter der Stadt mit ihren erstaunten Augen und spitzen Zungen?“ entgegnete Maria.

„Fürchten Sie die?“ Es klang verwundert, wie: „Das hätte ich nicht von dir vermutet.“

Spott lag um Marias Mund. Was wußte er denn?! „Fürchten? — Nein!“

„Also morgen, ja?“

Eine Sekunde zögerte sie noch, dann bog sich ihr Kopf zurück in Trotz. „Ja.“

Wie sie heute nach Hause ging, empfand Maria tiefe Schadenfreude. Und es war ihr, als liefe diese Schadenfreude wie ein kleiner Kobold vor all den Häusern dahin, guckte in jede winkelige Gasse, in so manches Fenster, schoß über die Treppe der Häuser hinauf und bei den Türen hinein, stand da still, klatschte sich aufs Knie und sagte vergnügt kichernd: „Nun werdet ihr euch wundern!“

Und sie wunderten sich. Es lief am nächsten Tag von Mund zu Mund: „Die Schwanenberger Maria geht mit einem fremden Herrn durch die Stadt. Fein sieht er aus, aber furchtbar keck, und die Nase trägt er viel zu hoch.“

Die Frau Bäckermeister Karstner sah die zwei zuerst. Sie stand vor ihrem Laden auf dem Bürgersteig und hielt die Hände über ihrem starken Leib verschränkt. Gerade noch hatte sie, denn es war bald nach Mittag, der Schlaf gequält. Nun riß sie die verschlafenen Augen weit auf. War das ihre Nichte? Mit einem fremden Herrn? Wer war das? Ein Verwandter?

Es war Maria! Wie sie dreist dahinging. Sie wagte auch nicht herzusehen. Aber nun tat sie es doch. Ja, sie grüßte sogar. Und der Herr ebenfalls. War es doch ein Verwandter? Frau Karstner kannte ihn nicht.

Sie blickte den beiden nach, solange sie noch zu sehen waren. Dann lief sie in ihren Laden zurück und schrie nach dem Lehrjungen, stellte ihn für den Laden an und ging mit wichtiger Miene über den Platz.

Und brühwarm bekam Marias Mutter die Neuigkeit von ihrer Schwägerin zu hören.

Maria ging durch jede Gasse mit ihrem Begleiter. In einem lustigen Spott, der ihr tief innen viel bitteres Weh schuf.

Sie sollten nur sehen, daß eine von ihnen aufmuckte. Oder nein, nicht eine von ihnen. Eben weil das keine von ihnen war, darum wagte sie das zu tun.

Sie trug die Stirne hoch und höher noch, als dort ein paar Gestalten standen, die ihre Köpfe zusammensteckten und tuschelten, und da ein Fenster klirrte, trotz der Vorsicht, mit der man es hatte öffnen wollen.

Der Architekt sprach mit Maria über die Bauart des Städtchens, wollte diesem durch seinen Altertumswert auch einen Wert im Herzen Marias schaffen. Denn er erkannte, das junge Mädchen empfand keine Heimatliebe.

Schließlich fiel auch ihm die Neugierde der Stadtbewohner auf. In komischem Entsetzen sagte er: „Da sind wir wohl in ein Wespennest geraten?" Aber nach einer Weile, als er wieder Blicke bemerkte, von denen die einen bloße Neugierde verrieten, die anderen aber wie ein Richterspruch waren, schüttelte er den Kopf. „Begreifen kann ich die Leute doch nicht."

Sie hatten den Rundgang durch die Stadt gemacht und kamen nun wiederum am Platz heraus, an dem hellen Geschäft mit den blinkenden Auslagescheiben vorbei. Da sagte Maria mit einer Stimme, in der herbe Erregung bebte: „Sehen Sie, das hier ist der Grund der

Entrüstung dieser braven, strengen Biederleute, dieses Haus gehört meinem Verlobten. Begreifen Sie nun?"

Der Klang der zitternden Mädchenstimme tat ihm in der Seele weh, und die Worte erschreckten ihn. Er senkte den Kopf. Für Minuten hatte er seine sonstige Sicherheit verloren. Seine Gedanken hielten erst an dem einen fest: verlobt ist sie! Und da fühlte er einen leisen Schmerz darüber, fühlte sich zurückgesetzt. Dann begann er sich an verschiedenes zu erinnern. Das war wohl der Grund ihres wechselnden, seltsamen Benehmens. Er mußte einer der Ersten in der Stadt sein, dieser Bräutigam, daß sich nun hüben und drüben die Köpfe reckten und die geschwätzigen Mäuler so rasch das Mädchen verurteilten. In solch einem Hexenkessel lebte das Mädchen, er möchte nicht hier sein. Und ob sie diese Menschen, diese wichtigen Bürgersleute, lieb hatte?

Ein paar stille Worte kamen von seinen Lippen, so gar nicht in seiner munteren Art. „Sind Sie schon lange verlobt, Fräulein Maria?"

„Seit über einem halben Jahr."

Er sann eine Weile nach. Ihm schien es, sie liebte ihn nicht, diesen Mann, obwohl er ihr Verlobter war.

Da hob er den Kopf wieder und so bemerkte er die zudringlich-neugierigen, fast Erklärung fordernden Blicke. Mit einem Male überkam ihn ein tiefes Erbarmen mit dem Mädchen, das um seinetwillen so Spießruten laufen mußte und wohl nun mit Vorwürfen und Fragen überschüttet werden würde. „Wenn ich das gewußt hätte ..."

Sie wandte den Kopf rasch zu ihm herüber. „Ist Ihnen das Aufsehen zuwider?" fragte sie spöttisch.

Er sah sie ehrlich an. „Was verliere ich dabei? Aber um meinetwillen werden Sie nun gequält."

Da wurde ihr Blick weich und auch aus den Zügen

schwand der bittere Spott. Mit einem stillen Leuchten sah sie ihn an. „Deshalb? Darüber machen Sie sich keine Gedanken. Das war mein Wille."

Sie standen nun beim Torbogen, und sie reichte ihm zum Abschied die Hand.

Er bat: „Auf Wiedersehen — dennoch?"

Sie nickte. „Dennoch." Und atmete dann, als sie allein dem Elternhaus zuging, tief auf. Nun war es so weit. Nun mochte der Sturm kommen. Sie sah die Mauern anders vor sich, es war ihr, als schlüge die Brandung daran.

Maria hatte ihre stille Gefügigkeit abgelegt. Sie war kampfbereit. Sie ging auch nicht zu Hause in ihr Zimmer, sondern in die Wohnstube.

Dort beim Pult stand der Vater und trug etwas ins Geschäftsbuch ein. Als die Tochter eintrat, glitt seine Feder aus.

Das war im Schrecken gewesen. Nun ruhte die Feder still in der untätigen Hand. Die Augen Gottfried Schwanenbergers forschten; es schien, als wolle er etwas erfahren und doch auch wieder nicht.

Maria schwieg.

Frau Barbara hatte vom Küchenfenster aus die Tochter kommen sehen. Sie trocknete sich rasch die Hände und lief ins Wohnzimmer, blickte den Gatten an, dann die Tochter, und sah, da war noch kein Für und Wider im Gang. Da stieß sie in unbezwingbarer Neugier hervor: „Wer war denn das?"

Marias Hände strichen über den noch ungedeckten Eßtisch hin. Ruhig antwortete sie: „Architekt Ingher."

Frau Barbara besann sich ein wenig. „Ein Architekt — ist das ein Baumeister?"

„Ja."

Nun blickten die Augen der Mutter wachsamer. „Der gleiche wie neulich?“

„Ja.“

Von links her forschten die Augen des Vaters, ängstlich fast, von rechts die der Mutter streng, verärgert und tadelnd. Der Vater suchte nach einem klärenden Ausweg. „Hat er — hat er in der Stadt zu tun?“

„Nein.“ Scharf und klar klang das Wort.

Des Vaters Gestalt schien kleiner zu werden bei diesem Wort.

Frau Barbara merkte es, und der Ärger über ihren verzagten Mann hob sich erst über alles empor, strafend sah sie zu ihm hin; dann wandte sie sich zur Tochter, rot schoß es ihr ins Gesicht, eine zornige Energie war in ihrem Gehaben. „Was willst du denn mit deinem Getue?“

Maria wollte erwidern: nichts. Aber da rührte es sich leise in ihr und zieh sie einer Lüge. Was sollte sie sagen? In diesem Sichselbstfragen zuckte sie die Schultern, und die Mutter nahm dies als Antwort.

„Das sieht dir gleich,“ sagte sie. „Läufst wie blind durchs Leben, tust, als ob du nicht hierher gehörtest. Um die Wirtschaft kümmerst du dich auch nicht, obwohl du bald verheiratet sein wirst.“

Maria machte jäh eine Bewegung, als wollte sie etwas abschütteln. Sie gab nicht mehr viel Gegenreden, erst als die Mutter ärgerlich sagte: „Die ganze Stadt redet wohl schon davon,“ da sagte Maria gleichgültig: „Sollen sie.“

Da schrillte die Stimme der Frau: „Das geht aber nicht. Du bringst dich für nichts ins Gerede und in schlechten Ruf. Dann läßt dich der Gassenspieler sitzen.“

Maria empfand ein Würgen in der Kehle. Die tiefe Erregung, die bis jetzt verborgen in ihr gelebt, trieb empor und kam zum Ausbruch, und fast wie ein zorniges

und zugleich inbrünstiges Flehen lag es in ihren Worten: „Wenn er's nur tun wollte!"

In der Stube blieb es still. Der Vater rührte sich nicht in tiefem Schrecken, und Frau Barbaras Blick glitt huschend zur Türe und im Zimmer herum; es schien, als fürchte sie, jemand könne die Worte der Tochter gehört haben. Dann atmete sie auf. Gott sei Dank, sie waren allein; das war gut. Was brauchte denn jemand zu wissen, daß sich die Tochter um die gute Partie bringen wollte.

Frau Barbaras Blick hing begrifflos an der Tochter. Das Kind wußte ja gar nicht, wie schön es war, ein solches Geschäft zu haben. Ihre Gedanken landeten dabei, und das Denken daran machte ihr glänzende Augen. Vergessen war der Tochter Widerstand, und als er Frau Barbara wieder einfiel, da war ihr Gemüt besänftigt und nahm die Worte nicht mehr so ernst als vorhin.

Sie sprachen nichts mehr. Das Essen ging vorbei und dann suchte Maria ihr Stübchen auf.

Ein notwendiger Gang durch die Stadt am nächsten Tag zeigte Maria, wie man sich mit ihr beschäftigte.

Sie sann darüber nach, ob ihr das alles gelohnt werden würde? Das stille Sinnen verlor sich auch nicht, als sie Ingher wieder traf.

Er nahm ihre beiden Hände und er sah das Gequältsein in ihren Zügen. Mitleid mit ihr mischte sich mit einem starken Empfinden. Wie nahm sie das alles? Ließ sie sich wieder zurechtstutzen und blieb folgsam zwischen den alten Mauern? Fast wollte es ihm so scheinen, und ein leises Bedauern wallte in ihm auf.

Jetzt erinnerte er sich an den tiefen, nachdenklichen Blick, den sie vorhin in die Ferne gerichtet.

Da beugte er sich ein wenig vor und fragte: „Wie ist es nun? Kommt heute der Abschied?"

Sekundenlang sah sie ihn stumm an, dann bog sich ihr Kopf zurück, Tränen verdunkelten die Augen, der heiße, alles überschreitende Trotz lehnte sich wieder in ihr auf: „Nein.“

Im Jubel, der ihn bei ihrem festen Nein durchjagte, umschränkte er mit beiden Händen das schmale, ernste Gesicht vor ihm und schaute ihr glücklich in die tränenverschleierten Augen. Er beugte sich zu ihr, die auf einer Bank saß, herab und küßte sie.

In seinem Herzen war frohes Erstaunen über das Mädchen, das den Mut gefunden, über alles hinwegzugehen.

Er setzte sich neben sie auf die Bank und sprach zu ihr vielerlei und mit Ernst gemischt. Denn er empfand bestimmt, daß Maria, die den Aufruhr im Elternhaus und in der Stadt über sich ergehen ließ, Ernstes forderte, kein haltloses Sichliebhaben.

Plötzlich schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf, der ihm ein Auflachen entlockte. „Meine Alten — die werden schauen!“

Maria wandte den Kopf, ihre Augen weiteten sich. Hatte sie in ihrer Sehnsucht zu weit gedacht? Schwer klang ihre Stimme, als sie fragte: „Deine Eltern — sie werden nicht einverstanden sein?“ Heimlich fragte es in ihr weiter: Und er, fand er den Mut, darüber hinwegzugehen? So wie sie?

Da lachte er nochmals auf, ein Lachen, das die Bedenken fortriß. „Ach du Schreckhas’ — nein, nein. Und wenn — dann gehen wir beide zwischen durch. Links die Deinen — rechts die Meinen — und wir beide stolz in der Mitte. Die ‚Abtrünnigen‘ — kann es dann heißen. Fast wie ein Kinostück. Übrigens, bei mir ist das nicht so gefährlich wie bei dir. Meine Alten haben von je zu wenig Einfluß auf mich — die haben mich nur verwöhnt.“

„Sag' nicht so — das klingt häßlich."

Er schaute sie fragend an. „Was? Wie soll ich nicht sagen?"

„Die Alten!"

Er lachte fröhlich auf. „Ach herrje — du Strenge. Auch du wirst einmal alt, mein Schatz."

„Für die Eltern schickt sich das nicht — so ohne Ehrfurcht."

Er wurde ernster, und während seine Hand sachte über die ihre strich, die in seiner Rechten lag, antwortete er: „Für meine Eltern paßt die Ehrfurcht nicht. Die tummeln sich in der Welt herum wie zwei huschlige Wesen."

„Sind sie so alt und hilfsbedürftig?"

„Die und hilfsbedürftig?! Ich glaube, sie wüßten nicht, was sie mit der Ehrfurcht anfangen sollten. Klein-Roland schon gar nicht."

„Klein-Roland?"

„Ja, das ist mein Papa, vor dem man so viel Ehrfurcht haben soll, wie du es haben willst. Klein ist er, Roland Ingher heißt er, Klein-Roland wird er genannt. Das ist sein einziger wunder Punkt — der Spitzname." Ingher streckte sich, ließ ihre Hand los. „Ein Goliath bin ich auch nicht geworden, wenn auch größer als Papa."

„Dafür bist du an Geist groß geworden — besser, als durch leibliche Größe aufzufallen."

„Gewiß — aber berühmt ist ja auch Klein-Roland."

„Dein Papa —?" fragte sie erstaunt.

„Du weißt eben noch gar nichts von uns daheim. Das kommt davon — weil das Mädelchen da immer nur nach Wundern und Schönheit suchte, und so gar nicht neugierig auf persönliche Verhältnisse ist. Aber der Beruf meines Vaters wird dich auch interessieren, und wenn du ein bißchen Einblick in große Zeitungen gehabt hättest, wüßtest du bestimmt von ihm. Er ist Musikus."

„Und berühmt, sagst du?"

„Sogar ganz gewaltig. Wer von Musik spricht, der nennt auch Klein-Roland."

„Violine —?" fragte Maria.

„Nein, Klavier."

Maria versank in stilles Sinnen. Seltsam! Kam so rasch die Erfüllung ihrer Wünsche, ihrer Sehnsucht? War es nicht jetzt dennoch wie ein Wunder für sie gekommen? Es war schön — o ja, es war schön. Maria preßte die Hände ineinander, fast wie in innigem Gebet: „Herrgott, laß es so bleiben, so schön und hell."

Und dann fiel die letzte Zagheit von ihr ab und sie breitete in jähem Übermut die Arme aus.

Ingher staunte über ihren Frohsinn; ihre stille Natur hätte er dessen nicht für fähig gehalten.

Was bisher noch unausgesprochen zwischen ihnen gewesen, hatte die Klatschsucht des Städtchens zur Reife gebracht.

Es war, als wäre in Maria Leben gekommen. Und sie legte sich ihre Zukunft zurecht. Wie eine Einkehr war es, die sie in sich selbst hielt. Alles Gute, das sie aus ihrer Verbindung mit Julius Gassenspieler hervorzusuchen immer bemüht gewesen war, erschien ihr jetzt haltlos. Ob Vaters Geschäft dadurch wieder an Ansehen oder vielmehr an Zulauf gewann, wußte man das so sicher? Auch wenn vielleicht Julius eine Summe dafür geliehen hätte? Ob Ottchen, wenn er groß war, noch solche Lust wie jetzt zum Kaufmannstand besaß, war auch nicht gewiß. Und ob es doch gut war, wenn die Schuldsumme, die an Tante Anna verliehen und fast so gut wie verloren war, der Mutter verschwiegen wurde?

Die Eltern hielten sich in einem bedrückenden Abwarten selbst von Fragen zurück, als fürchteten sie, die Sache zu schüren und sie noch mehr zu verderben.

Auf Marias Wunsch ging Ingher mit ihr noch ein paarmal durch die Gassen des Städtchens. Und er hatte ein stilles Vergnügen, zu sehen, wie kühl und fremd Maria über all die Gaffer und Schwätzer hinwegschaute. Das machte das helle Freuen in Alexander größer, das ihm sagte: „Du hast recht, nimm sie für dich — sie ist wie eine seltene Blume, gehört nicht in dies Gärtchen mit Gemüsepflanzen und landläufigen Gartenblumen."

An einem der nächsten Tage kam auch Frau Johanna Keltner wieder in die Stadt, und Ingher machte bei ihr Besuch, eben, als auch Maria dort weilte.

Die unbeständige Frau sah mit staunenden Augen auf das rebellierende Bürgerstöchterlein. Sie schlug die Hände zusammen. „Sie sind gar nicht so zahm, Fräulein Maria, wie man immer glaubte."

Ihr flackernder Blick glitt von Maria ab und über Ingher hin. Ein nervöses Lachen hob ihr die Brust. „Fast wird es hier in dem Nest interessant." Ihre Finger fügten sich so fest ineinander, daß die feinen Gelenke knackten. „Man kann auch hier etwas erleben und kann hier ausharren." Unvermittelt sagte sie: „In zwei Monaten geh' ich nach Berlin."

Ingher lachte belustigt auf. „Und Ihr Vorsatz, hier zu bleiben?"

Sie sah über ihn hinweg und zuckte nur die Schulter.

Da und dort wucherte die Neugierde unter den Bürgersleuten und die vor einiger Zeit so enttäuschten Herzchen der Stadttöchter ließen rasch wieder die Hoffnung ein. Man konnte nicht wissen. Das mußte ja zu einem Bruch zwischen den Verlobten führen.

So manch eine rümpfte die Nase. Da hatte Maria immer so sittsam getan, als wäre sie die Beste unter ihnen

und lief nun, wo sie doch Braut war, am hellen Tag mit einem anderen.

Wer das war? Er mußte doch mehr, besser sein als der Gassenspieler?

So kam es, daß Julius Gassenspieler an Ansehen in der Stadt einbüßte, wenigstens für eine Weile.

Daß Alexander Ingher der Baumeister des nahen Schlosses war, sprach sich eines Tages bei den Leuten herum. Wenigstens etwas wußte man nun.

Seit einer Woche kam von Julius keine Nachricht mehr. Aus seinem letzten Schreiben wußte Maria, daß er nun bald von der Reise zurückkommen müsse. Da entstand eine quälende Unruhe in ihr. Sie wollte ihn zuerst sprechen, vor den anderen, ehe ihre Eltern Einspruch erheben konnten.

Sie erwartete täglich, daß er seine Ankunft meldete. Aber vergebens. Da schritt sie in schwerer Unruhe, die endlich den letzten Strich unter diesen Lebensabschnitt setzen wollte, den Weg zur Schnellzugstation, die erst der nächste Ort, der ein Bahnknotenpunkt war, hatte.

Julius fuhr immer mit dem Schnellzug, das wußte Maria.

Zwei-, dreimal ging sie den Weg umsonst. Erst beim vierten Male traf sie ihn.

Mit großen Schritten kam er ihr entgegen.

Er stutzte, als er sie sah. „Mariechen, du?" fragte er; forschend blickte er sie an und reichte ihr seine kräftige Hand.

Dann wandte sich sein Blick von ihr, stumm schritt er neben Maria dahin.

Sie wartete auf Worte von ihm, auf ein lebhaftes Gespräch, wie sie dies von ihm so gewöhnt war. Aber er schwieg.

So wanderten sie durch Minuten in der Abendstille dahin, und keines machte dem anderen das Sprechen leichter.

Von der Seite her beobachtete Maria seine Züge, und sie sah darin eine starre Fremdheit. Sie wußte: es ist umsonst, daß ich ihm entgegengegangen bin, er weiß längst, was geschehen ist.

Maria fühlte, er konnte nicht mehr ohne Voreingenommenheit sein, wie sie es gewollt; nun wurde ihr das Sprechen schwer. Sie wartete; er sollte fragen. Aber er half ihr mit keinem Wort.

Ein Unmut, den sie ihm gegenüber öfters empfand, schoß in ihr empor. „So frag' doch, wenn du ohnehin von anderen schon so gut unterrichtet bist."

Er wandte ihr sein Gesicht zu. „Was gehen mich die anderen an, ich will dich hören," sagte er.

Da war ihr Groll hinweg; prüfend sah sie sekundenlang in sein breites Gesicht, das nur wartend aussah. Einen winzigen Teil Spott wollte Maria darin erkennen; verwunderter Spott schien es zu sein.

Sie bemühte sich nun, ruhig überlegen zu bleiben. „Julius! Eine Frau, die ohne Freude neben dir lebt, wirst du nicht wollen?"

Er sah schweigend auf sie herab, in Marias „Frageaugen", wie er sie immer genannt, und es wurde ihm unbehaglich zumute. Da hatte er sich bis jetzt gefreut, weil sie die Seine werden sollte. Das Mädchen, das bis jetzt so still abseits gestanden und sich um keinen Mann gekümmert hatte. Und jetzt? Wie stand es nun? — Da fragte er: „Und nun bist du gewiß, daß du den gefunden, an dem du Freude haben kannst?"

Die Frage rüttelte an ihrem Herzen, und in ihrer Stimme zitterte tiefe, erwartungsvolle Sehnsucht. „Ich glaube es."

Julius sah das tiefe Leuchten in ihren Augen und darüber lag es wie ein Schleier von Tränen.

Seine Zähne gruben sich in seine Unterlippe; sein Mannesbewußtsein war getroffen, und er spürte es wie Neid emporsteigen, daß dies Leuchten, diese Tränen nicht ihm galten. Seine Augen verdunkelten sich, während er Maria schweigend ansah. Nun war alles aus; nun konnte er nicht mehr die Monate und Wochen zählen, die sie von ihm noch trennten. Sie hatte die Zeit nie gezählt.

Zorn wallte in ihm auf. Er galt diesem zarten, schmalen Dingelchen da gar nichts, und der Zorn gab seinen Worten einen spöttischen Klang: „Wie mag der aussehen, der dir schön genug ist, Mariechen?"

Sie sah ihn groß an — stolz — und in ihren Blick trat ein verletzter Ausdruck.

Wieder durchfuhr es ihn: nun ist alles aus. Jäh hielt er den Schritt an. Mit weicher Handbewegung strich er ihr übers Haar, bog ihr den Kopf ein wenig zurück, schaute in die schimmernden Augensterne. „Du, Maria, was fällt dir denn ein?" murmelte er dann in schwer zurückgedrängter Leidenschaft.

Sekundenlang hielt sie still, sein warmer Ton rührte an ihr Herz. Erst als er seine Hand sinken ließ, ein Zucken über sein Gesicht lief, erst da fuhr ein jäher Schrecken durch sie hin. Wollte er sie halten? „Was nützt es dir, wenn ich's verschweigen wollte?" fragte sie, und er hörte die ungewisse Angst aus ihren Worten.

Da spöttelte er wieder. „Sei ruhig, ich halte dich nicht. Ich glaub', soviel kann ich mir doch wert sein, daß ich niemand zu mir zwingen muß, der nicht gerne bleibt."

Sie stimmte ihm innerlich zu. Ja, es konnte wohl eine geben, die ihn mochte. Und hinge ihr eigener Sinn nicht

so sehr am Schönen, am Wissen, vielleicht wäre es dann gut gewesen.

Nein, sie grübelte nicht, da ihr Weg frei war. Und sie streckte ihm in jähem Impuls die Hand hin. „Ich danke dir, Julius."

Kurz hielt er ihre Hand, löste die seine rasch wieder. Sinnend sah er ihr in die Augen und schüttelte dann den Kopf. „Verlauf' dich nur nicht, Mariechen," sagte er.

Dann warf Julius alles Grübelnde, Sinnende von sich ab, fand wieder den hellen Ton, der immer so klang, als mache er sich über jemand lustig. Er blieb stehen. „Wie ist's nun, Mariechen, willst du hier abschwenken, willst du dich in der Stadt nicht mehr mit mir sehen lassen, soll ich vorausgehen oder dir erst nach einer Weile folgen?"

Sie zögerte, dann sah sie ihm frei ins Gesicht: „Warum? Wir wissen, wie es ist, und die anderen, was geht's die an, wie wir zueinander stehen?"

Es hob ihm fast froh die Brust. „Du hast recht! Sie erfahren es noch bald genug."

Sie nahten dem Torbogen. Und wie sie die leuchtende Pracht sah, die ihn umgab, wo all die Rosen blühten, da umfing Maria dies Bild mit heißem Leuchten.

Die Stadt erschien ihr heute nicht so häßlich wie sonst, weil ihre Seele die Flügel hob und jauchzte: „Nun bleib' ich nicht hier zwischen den alten Mauern, darin man das Atmen verlernt."

Als sie vom Torweg rechts abbogen und Marias elterlicher Behausung entgegengingen, begegnete ihnen Brigitte Ruhla. Die gleiche Begegnung wie vor Monaten war es.

Und wie Julius dies feile Mädchen sah, ihren finsteren Blick gewahrte, der ihn fast hochmütig traf, da stieg jäh eine zornige Erbitterung in ihm empor. Da lief eine, die

ihm jederzeit willig war, und er trabte sittsam neben diesem zarten Dingelchen da, das ihn jetzt verließ.

Hinter ihnen stand Brigitte still, bröckelte winzige Steine von der Torbogenmauer und starrte den beiden nach. Steinchen um Steinchen flog unter ihrer fahrigen Hand zu Boden, und um ihre vollen, brandroten Lippen zuckte ein scharfer Spott. Wie doch so eine Verlobung mit einem Bürgerstöchterlein lange dauerte; bei anderen Nichtgeachteten währte das meist nur von heute auf morgen. Und wurde still verschwiegen. War so eine Bürgerstochter besser? Lief die nun nicht auch mit einem anderen, nicht nur mit dem einen, dem öffentlich Verlobten? War bei so einer alles erlaubt?

Wußte denn das der Gassenspieler nicht? Oder gab er sich auch so zufrieden? Ja? Sie hatte er abgewiesen. Weil sie von dem kleinen Trödlergeschäft war.

Ihre Hände ballten sich zu Fäusten. Mit wie vielen hatte sie es denn nicht schon versucht? Sie mochten sie gerne, aber sie mieden sie, wenn es ihnen nötig schien.

Ihr schwarzes Haar glänzte in den letzten Strahlen der Abendsonne, der leichte Abendwind warf ihr Haarsträhnen ins Gesicht. Unwillig bewegte sie den Kopf, so daß die Haarsträhnen wieder zurückfielen. Scharf machte sie kehrt, daß ihre Röcke schwenkten; zornrot war ihr Gesicht, als sie durch den Torbogen hinaustrat, heiß brannten ihre Wangen. Daheim erwartete sie ihr Bruder; der war gerade von seinen Gängen zurückgekehrt und sie sollte ihm nun arbeiten helfen. Trotzig schürzten sich ihre Lippen. Was galt ihr die Arbeit? Konrad sollte sich allein helfen, warum sollte sie sich mühen, wenn sie doch kein Mensch schätzte. Sie lachte auf. Der Konrad vertröstete sie immer damit: über kurz oder lang hätten sie auch ein schönes, großes Geschäft; mochte der sich plagen und

dabei alt werden. Sie gab auf seine Reden nichts. Bis an die Haustüre ging Julius mit Maria. Der Abschied war kurz.

Als Maria die große Wohnstube betrat, saß der Vater bei seinem Schreibtisch, und es schien, als sei die ängstliche Sorge von ihm abgefallen, die ihn die letzte Zeit wieder überkommen, als läge die frühere behagliche Sorglosigkeit über seinem Wesen. Während der Mutter Wangen in Stolz breit wurden.

Maria stand in der Stube still, kämpfte eine augenblickliche Beklemmung nieder und sagte: „Übermorgen kommt Architekt Ingher und hält an um mich."

Dem Vater fiel die Feder aus der Hand, und die Mutter schaute verständnislos.

„Bist doch gerade mit dem Gassenspieler gegangen?"

Maria nickte.

„Na, und —?"

„Zum letzten Male als seine Braut."

„Er weiß es?" fragte die Mutter mit einer letzten Hoffnung.

Maria nickte wieder.

Da wandte sich Frau Schwanenberger schroff ab. „Bist verrückt!" Heftiger, mühsam verhaltener Zorn lag in ihrer Miene.

Maria trat zu der erzürnten Frau, die sich aus der Tochter Zukunft schon ein schönes und geachtetes Bild vorgespiegelt hatte und sich nur schwer aus der vorgezeichneten Bahn zurückfinden wollte. „Mutter," sagte sie mahnend, „mich bedrückt unsere düstere Stadt, und diese Verlobung ist mir schrecklich gewesen."

Frau Barbara sprach nichts mehr dafür und nichts dagegen. Gottfried Schwanenberger lag es wie ein Stein auf der Brust. Er schwieg, aber seine Gestalt hielt sich

nicht aufrecht, seine Glieder zitterten. Er kam sich wie in einen Winkel gedrückt vor, aus dem es keinen Ausweg mehr gab. Er sah nun vor sich, daß er seiner Frau die Schuld bekennen mußte.

Am nächsten Tag kam Alexander Ingher; überrascht betrachtete er die schlichte Einrichtung der Wohnstube. Aber nur einen Augenblick verwunderte er sich darüber, dann fand er alles riesig nett, solch alte Häuser mit allem Drum und Dran kennen zu lernen.

Auch als er die Eltern Schwanenberger sah, Frau Barbara mit fast bewegungslosen, gespreizten Augenlidern, Vater Gottfried mit ziemlicher Zurückhaltung, die er sich richtig als Verdruß über die aufgelöste Verlobung mit dem reichen Bürgerssohn auslegte, da ging für ihn eine neue Welt auf.

Wenn er sich daneben seine weltgewandten Eltern dachte! Wie waren die Menschen doch verschieden!

Ein wenig trocken verlief die Unterredung mit Marias Eltern, aber sie ging vorüber. Von Frau Barbaras Eisrinde um ihr Herz bröckelte langsam Stückchen für Stückchen ab. Ganz ohne ihr Wissen. Ingher bat sie, ihn in ihrem Haus herumzuführen, solch eine Altertümlichkeit dürfe er sich nicht entgehen lassen.

Da wuchs es wie helle Verwunderung in Frau Barbara empor; lieb hatte sie ihre Heimatstadt, ihr Vaterhaus, dies jetzige Haus, wie Altgewohntes, Altvertrautes; aber sehenswürdig? Konnte denn jemand diesen alten Kasten sehenswürdig finden?

Von dieser Überraschung mußte sie sich erholen, aber dann stand sie doch bedächtig auf, und der Stolz legte sich um ihr Doppelkinn. Sie nahm den Schlüsselbund vom Wandbrett und schritt erklärend voran.

Hinterher ging Ingher mit Maria; in ihren Augen lag ein beklommener Ausdruck. Alexander war solch einfache Bürgerlichkeit fremd; würde er darüber lachen? — Sie forschte in seinen Augen. Da bemerkte sie sein deutliches Interesse, suchte vergebens nach Spott in seinen goldbraunen Augen. Nein, lachen durfte er nicht und er tat es auch nicht. Da zog es wie Jubel durch Marias Seele.

Und während Frau Barbara in ihrer Behäbigkeit Stufe um Stufe der alten Treppe nahm, bekam mit jeder Stufe der Stolz auf ihr altes Haus mehr Kraft, denn Ingher erklärte ihr verständnisvoll die Eigenheiten des alten Baues, die sie früher als selbstverständlich nicht beachtet hatte. Und durch Frau Barbaras Kopf zogen die Gedanken in anderer Richtung. Tief in ihr saß noch der Groll über die aufgelöste Verlobung mit dem angesehenen Gassenspieler; seltsam, Julius wäre ein Schwiegersohn gewesen, der nur Maria beachtete, nicht ihre Eltern, nicht ihr Heim, und dieser neue, der da aus der Welt draußen gekommen war, der fand Schönes an dem alten Haus, dem „alten Kasten", wie es Julius mit gutmütigem Spott genannt. Und ein Besonderer war doch dieser Ingher, der sich von hier weg Maria holen wollte. Und der wählte sich ihre Tochter; die starke Bedrücktheit Frau Barbaras hob sich.

Bis sich wieder tiefe Empörung in ihr regte. Das geschah, als Ingher schon fort war und Maria es übernommen hatte, mit der Mutter von der Schuldsumme, die nun verloren war, zu sprechen. Ein Stück Achtung vor dem Vater ging Maria damit verloren, als sie sich als Vermittlerin anbot, und er in seiner Schwäche es annahm. Der auch jetzt wieder froh war, wenn er eine unbequeme Geschichte auf andere Schultern schieben konnte.

War denn ein Mann nicht dafür da, daß er allem klar ins Auge sah, statt sich scheu darum herumzuschleichen?

In der Frau, die nun durch ihr Kind erfuhr, wie schlecht es mit ihrem Geldbestand aussah, daß es, in jahrelanger fleißiger Arbeit erworben, aus dem Haus geflogen war, als gehöre es anderen Leuten eher als ihr, wuchs das Mißtrauen gegen ihren Mann riesengroß an, der so ihr Geld verworfen hatte, ohne zu fragen. In diesem Gedanken fanden sich Mutter und Tochter.

Harte Worte über ihres Mannes Schwester und deren Mann fielen. Da legte Maria ihre Hand auf den Arm der Mutter. „Laß uns nicht andere richten, wir wollen das Beste zu tun versuchen, das uns aus diesem großen Schaden erwachsen kann."

Frau Barbara begriff nicht, was die Tochter meinte. Sie dachte nicht lange nach, ihre Gedanken hielten hartnäckig bei dem einen fest.

Maria sprach weiter: „Ich habe keine Lust, vorerst zu Hause, in der Stadt zu sein, wo jedes fragt," — trotzig hob sie den Kopf — „nein, so ist es nicht; was kümmern mich die Leute. Aber euch wird es lieber sein, wenn ihr sagen könnt, wo ich bin, was ich tue. Tante Anna hat in ihrem letzten Brief geschrieben, mich zu sich zu nehmen, das wollte sie, wenn ich in der Hauptstadt etwas lernen wollte. Und das will ich nun."

Die Mutter wehrte zornig ab: „Daß wir uns jetzt mühsam das wieder abbetteln, was doch uns gehört hat? Daß sie glauben, nun wäre alles gut, wo sie erst so hinterhältisch waren? Nein."

Marie blieb still, überlegte. Sie empfand da wie sonst selten einen Einklang mit der Mutter. Ja, es sah nicht gut aus. Aber wozu die Frau zu schwerfällig war, zum Überwinden solcher Gedanken, das fiel Maria leichter.

Nach kurzem Bedenken sagte sie: „Vielleicht sieht es so aus, ja. Aber die Hinterhältigkeit geschah bloß aus Furcht, nicht in schlechtem Sinn. Und dann ist es richtiger, ich lerne mehr, werde klüger, ich passe dann besser zu Alexander. Und anders könnten wir uns soviel Lernen jetzt nicht mehr leisten. Und ich will viel lernen, brauche es."

Da dachte Frau Barbara nach. Ja, da hatte Maria recht, dumm durfte sie bei solch einem Verlobten nicht sein, bloßer Hausverstand genügte da nicht, und leisten konnten sie es anders nimmer. Und dann regte es sich plötzlich geschäftig in der ältlichen Frau: der zähe Bürgersinn, der auf das Eigentum bedacht ist, der am liebsten mit beiden Händen das zusammenhält, was er bedachtsam erworben. Ja, so wie Maria sagte, so ging es — und warum sollte man nicht schauen, daß man das Möglichste herausbekam? Es war doch ihr Geld gewesen — und sie konnte es als Bürgersfrau doch tun, ihrer Tochter eine bessere Bildung verschaffen — aber anders ging es nicht mehr.

Die paar Sommerwochen blieb Maria noch zu Hause. Da war auch Ingher noch öfter in der Gegend und sie erlebten ihre Liebe in einem frohen Glück, heiter gemacht durch Inghers warmherzigen Humor, der wie ein helles Lichtlein in Marias Seele hineinleuchtete, wenn da nicht alles Sonne war.

Daß man so sein konnte! So voll innerer Sonne wie Alexander! Bloß irgend eine langandauernde Gleichheit beunruhigte ihn manchmal. Wenn zu lange schönes Wetter war, grollte er: „Was doch die Sonne an uns dummen Menschen zu sehen hat, daß sie uns so andauernd beguckt?"

Und wenn Maria mahnte: „Sei froh, daß sie da ist,"

entgegnete er: „Gewiß. Aber sie kann ganz gut auch mal ein bißchen verschwinden. Schau bloß ihr Gesicht an, das wird schon ganz steif vor andauernder Freundlichkeit."

Kam dann ein Regen, so war Alexander zufrieden und gar nicht ärgerlich darüber. Nur wenn er zu lange anhielt, da wurde er wieder ungeduldig. „Daß doch! Als ob die da droben bezahlt würden, für ihr Wassergießen."

Als der Tag nahe war, an dem Maria in die Stadt zur Tante sollte, da zog in Marias Herz leise Wehmut, als sie durch den Torbogen huschte und das letztemal zur Stunde dem Hause des Professors Undegger zuschritt.

Und oben in dem stillen Heim, in dem es war, als herrsche leise noch immer ein freundlicher, fester Frauensinn, wo die lieben Augen der Professorin herabgrüßten, da öffneten sich Marias Augen weit. Und nach langem stand wieder einmal die drängende Frage in Marias Blick, ein Bitten, ein Heischen, das zu dem Bilde der Frau hinging, als müßte von dort Antwort, Erfüllung kommen.

Franz Undegger stand abseits und beobachtete seine junge Schülerin, die in der letzten Zeit schweigsamer war als früher.

Der alte Herr sah die sehnsüchtigen Augen, und da ging es durch sein Gemüt, als wäre dies sein Kind — obwohl er doch nie Kinder besessen —, als müsse er diesem Kind da über das schimmernde Haar streichen, über die Augen, in denen dieses bittende Warten lag, das er von früher her an Maria kannte.

Jetzt lag plötzlich ein Tränenschimmer darüber. Trotz der Verbitterung, die Maria in den letzten Monaten gegen dies Heim gehegt, war es ihr nun doch, als verliere sie einen Halt, da sie fort wollte.

Der Professor sah die Tränen. „Maria, Kind!" rührte er an die jähe Verzagtheit ihres Gemütes.

Da wandte sie sich ihm zu und sie rang das Zagen nieder, und das Freuen hob sich, das Freuen über ihre Zukunft. „Ja, Herr Professor," sagte sie, „nun ist's so weit, nun flieg' ich in die Welt hinaus."

Er sah sie stumm an, still sinnend, dann sagte er: „Also wirklich? Und Ihre Verlobung ist zurückgegangen?"

„Zu der Sie mir rieten? Ja." Ein leiser Vorwurf klang in ihren Worten.

Er wehrte sich ein wenig dagegen. „Geraten? Ja und nein. Ihre Wundersehnsucht wollte ich dämmen."

Maria ging lachend auf den alten Herrn zu. „Eindämmen? Und hat nichts genützt. In mir hat es sich nicht einengen lassen und hat nun doch wohl das Ziel gefunden. Meisterchen, morgen komm' ich mit meinem jetzigen Verlobten zu Ihnen."

Er neckte sie. „Und der soll Ihnen nun alle Wunder bringen?"

„Wenigstens freuen kann ich mich an ihm." Ihre Stimme klang so hell, so froh, daß seine Bedenken niedersanken, und er wie ein Vater seinem Kind das Beste wünschte. „Ja, bringen Sie ihn mir."

Ein Sonntag war der nächste Tag. Inghers schwer versiegende Fröhlichkeit machte sich über den bevorstehenden Besuch bei Franz Undegger lustig. „Wohin du mich schleppst," neckte er Maria. „Wozu man in so einer Kleinstadt noch kommt."

Klar lag die dunkle Bläue des Himmels über den alten Mauern.

Maria konnte es nicht ganz ausschalten, so ein Gefühl in der Brust, das wie ein leiser Triumph war, wie ein Sieg über das Bedrückende ihrer Umgebung. Sie konnte diese Stimmung auch nicht ganz verbergen, als sie Ingher

in das weiße Häuschen vor dem Tor führte. Der Triumph lag noch in ihrem Blick, als sie dem alten Professor in die forschenden Augen sah, darinnen die Wundersehnsucht auch einst gelichtert und dann zurückgeschlichen war und einer mühsam errungenen Zufriedenheit Raum gegeben hatte.

„So, Meister, hier sind wir," sagte sie; es klang wie eine leise Aufforderung.

Ein stilles Schmunzeln kam und ging um den alten, umfalteten Mund; in den Augen Undeggers lag eine freundliche Gutmütigkeit. Wie der alte Herr, der mit dem Leben schon abgeschlossen hatte, den zwei jungen Menschen gegenüber saß, die erst ins Leben hinein wollten, da gab er Maria insgeheim seine Zustimmung. Ja, das Kind hatte vielleicht recht, zu ihrer feinen, schlanken Gestalt, dem schmalen Gesichtchen, in dem nun auch Mut und Trotz standen, da mochte wohl der fröhliche, behende Baumeister ganz gut passen; besser als der schwerfällige Gassenspieler.

Vielleicht bewahrte für das Kind das Leben doch ein Stück Schönheit, mußte das Mädchen nicht erst mit all der Sehnsucht ersticken, bevor es ein Stückchen Zufriedenheit erringen konnte.

Der braunhaarige, hübsche Kopf des Architekten gefiel Undegger.

Maria empfand wieder ihre alte Zuneigung für den Musiker. „Axel," sagte sie, „ich glaube, hier bist du geradeso bei einem Künstler wie bei deinem Papa. Hut ab."

Ingher war nicht hochmütig, er glaubte ihren Worten gerne.

Franz Undegger fragte: „Ihr Papa? Auch Musiker?"
„Ja. Pianist."

„Wie war Ihr Name? Sie verzeihen, ich achtete nicht darauf."

„Ingher."

Da war es, als wiche die gutmütige Freundlichkeit von dem alten Herrn; ein prüfender Ausdruck trat in seine Augen, der fast an Hartherzigkeit grenzte. Erst als ihn ein wenig erstaunte Blicke ob seines stummen Verharrens trafen, lächelte er. „Roland Ingher, nicht wahr?"

Maria fragte lebhaft: „Sie kennen den Namen?"

„Gewiß." Undegger trat zum Fenster, um dort die Vorhänge etwas zuzuziehen. Dann fiel das gelbe Licht des Vorhangs auf das alte Gesicht und machte es leb=loser. Es schien, als ob Franz Undegger mit dem Schließen der Vorhänge auch sein Inneres mehr verschließen wollte.

Maria ertrug jedoch heute die Düsterheit nicht. Sie griff in die Schnur der Vorhänge, zog sie wieder aus=einander und stand nun dazwischen. „Wer wird das Licht ausschließen, Meister, und im Dunkeln hausen. Wir wollen in die Sonne schauen und guten Mutes sein."

Des Professors Hand strich über Stirne und Augen, als plötzlich die Helle wieder eintrat. Sinnend betrachtete er Maria, die jetzt so lebhaft, so froh erwartend war.

In den kargen Worten, die er entgegnete, lag eine Kühle, die Maria nicht recht begriff. Aber dieses Fremd=sein tat ihr weh und verletzte sie auch ein wenig. Leise drückte sie dem Verlobten die Hand und mahnte ihn da=mit zum Gehen.

Ingher kannte das sonstige Wesen Undeggers nicht, aber er wußte auch, daß Künstler aufeinander neidisch waren. So mochte es vielleicht auch diesem alten Musikus gehen. Alexander war es recht, wenn Maria gehen wollte.

Und jetzt, wie das schlanke Mädchen vor Undegger

stand, wie sie, die Größere, auf ihn herabsah, da war es, als fiele alle Verschlossenheit von ihm wieder ab.

Da stand sie nun zum letztenmal für lange vor ihm, sie, die ihm wie die Poesie seines alten Lebens gewesen war, mit der er von seinen Jugendjahren sprechen konnte — sie ging nun, weil sie selbst solch Jugendsehnen in sich trug, das auf Erfüllung wartete. Es klang ihm jetzt erst deutlicher als Nachhall in den Ohren, ihr Ausspruch von vorhin: „Wir wollen in die Sonne schauen und guten Mutes sein."

Da hoben sich seine Hände und umspannten mit fast hartem Griff das schmale Gesicht vor ihm.

Wie ein Wunsch, ja wie eine flehentliche Bitte hob es sich aus seiner Brust: „Ja, Kind, schauen Sie in die Sonne — aber verbrennen Sie mir dabei nicht."

Nun lag der Abschied hinter Maria. Dabei hatte sich doch etwas in ihrem Herzen gerührt, das wie verborgene Heimatliebe gewesen war. Die Mutter und Ottchen hatten sie auf den Bahnhof begleitet. Und als sie durch den Torbogen gingen, da war ihr gewesen, als schlüge mit schwerem Fall ein Tor hinter ihr zu. Und dieses harte Zuschlagen hatte sie erschreckt, und wie aus einem verborgenen Winkelchen hatte die Heimatliebe hervorgelugt.

Als sie hernach die Stimme der Mutter gehört und die kleine Hand des Brüderchens sich in der ihren bewegt hatte, da war eine Verständnislosigkeit in sie gekommen und sie hatte nicht begriffen, daß da noch jemand neben ihr war, Menschen, die dorthin gehörten, von wo sie eben fortging.

Sie hatte sekundenlang stillgestanden und vor sich hin gesonnen. Bis die Mutter an die Abfahrt des Zuges gemahnt hatte.

Da hatte sie sich an dem rosenumwucherten Torbogen ein paar Röschen gepflückt und mit sich genommen.

Nun lebte sie im Hause der Tante, sah den Wirbel der Großstadt, in der die Menschen so rasch das Hasten lernen. Wozu man in ihrem Elternhaus, in ihrer Heimatstadt Tage, Wochen brauchte, zu irgend einem Entschluß, den zeitigte hier oft ein Augenblick.

Tante Anna begegnete der Nichte unsicher, wie von einem schweren Vorwurf bedrückt. Das versöhnte Maria mit der verhärmten Frau. Der Onkel in seiner Verbissenheit wirkte wie eine lebendige Anklage gegen das Schicksal. Arbeitsam war auch er wie seine Frau, und Maria begriff, hier hatte hauptsächlich das Unglück soviel verschuldet.

Die Wohnung war nicht sonderlich groß, dennoch hatte man Maria einen eigenen Raum überlassen.

Sie merkte an manchem, daß sich die Verwandten einschränken mußten, und das bedrückte sie. Sie hätte gern auf ihren Stadtaufenthalt verzichtet, aber da hielt sie ihr Wissensdurst wie gefangen. Und Inghers Nähe.

Sie begann ein regelrechtes Sprachstudium. Ingher, der nun auch hier in der Stadt bei seinen Eltern wohnte, machte sich, als Maria auch verschiedene Vorträge anhörte, ein wenig lustig darüber. „Liebling, du hast wohl den Ehrgeiz, mich winzig klein zu machen?"

Maria staunte, wie Ingher sich in das Leben hier schickte, und sie fühlte die Pflicht in sich, auch in dies Leben zu treten.

Das Lernen ging gut und fiel ihr nicht schwer. Aber eines erkannte Maria bald: hier wurden auch mehr Anforderungen an die körperlichen Kräfte gestellt.

Wenn sie durch die Straßen wanderte, mit klarem Sinn und lebhaftem Verständnis, und sie frohe Menschen vor-

überhasten sah, wurde auch sie heiter und vorwärtsdrängend in ihrem Wesen.

Bis nach und nach ihre Füße und ihre Nerven ermüdeten, da war es dann, als würden ihr damit auch die Augen geöffnet für das Stadtelend, und sie sah nun auch all die müden, abgehasteten Menschen ihre Wege gehen, die keine guten Blicke mehr für die Nebenmenschen hatten.

Als es Maria wieder einmal so erging, da sie von einer Sprachstunde kam und sie, selbst müde, wieder all das Elend um sie herum deutlicher sah, da eilte sie rasch weiter.

Zu Hause bei Tante Anna wartete Ingher auf sie. Er saß im Wohnzimmer, als Maria eintrat, und rauchte eine Zigarette. Er saß schon seit einer Weile allein. „Ich hab' deine Tante verjagt," sagte er. „Sie wollte mir durchaus Gesellschaft leisten und ihre Arbeit liegen lassen, erst als ich mich zur Mithilfe antrug, ließ sie mich allein." Er umfaßte Marias frisches Gesicht mit beiden Händen. „Aber du, sag' mal, mit einer wahren Eilzugsgeschwindigkeit bist du gekommen. So 'ne Liebe. Ich warte hier, und das Mädelchen läßt sich Zeit."

„Ich war in der Stunde."

„Weiß ich. Aber trotzdem."

Da klagte sie ihm zum erstenmal über ihre Müdigkeit.

Er hörte aufmerksam zu, mit verwunderten Augen, dann nahm er ihre Hände. „Das macht das Pflaster hier und die ungewohnten großen Entfernungen."

Sie wurde ein wenig unmutig über sich selbst. „Du wirst nie müde."

Nun lachte er wieder. „Ja, ich. Schatz, ich bin doch hier aufgewachsen, und dann, ich schone auch meine Füße so viel wie möglich. Ich benütze die Trambahn. Mach' es doch auch so."

Sie schritt zum Fenster, sah in den sinkenden Abend hinaus. Sie mochte ihm nicht sagen, daß sie von zu Hause dafür kein Geld verlangen und auch den Verwandten nicht mehr Kosten aufbürden wollte.

Müde wollte sie hier so rasch werden? Das sollte nicht sein. Dafür war sie viel zu schade. Alexander sann nach und trat rasch zu ihr hin und küßte sie. „Du sollst wieder frischer werden. Das ewige Lernen macht dich müde und abgestumpft. Und von der ganzen Großstadt kennst du nicht viel mehr als die Auslagen und das Pflaster. Komm mit zu den Meinen, es wird endlich Zeit, daß sie dich kennen lernen."

Sie sah ihm forschend ins Gesicht. Und halb war es wie Freude in ihr und halb wie eine Frage. Dann dachte sie, er hat recht, es war wohl endlich Zeit dazu.

Er war wieder ganz der rasch Entschlossene. „Heute noch!" schlug er vor, erst als sie Bedenken äußerte, erinnerte er sich: „Nein, du hast recht, heute geht's nicht mehr. Aber morgen vormittag. Ich hole dich um zehn Uhr."

Als sie am nächsten Vormittag zu zweit durch die Straßen schritten, was bis jetzt selten vorgekommen war, da ging auch diesmal wieder seine fortreißende Fröhlichkeit auf ihre Stimmung über; und seine Gedanken gingen behend. Auch Maria geriet mit ihren Worten in die gleiche Lebendigkeit.

Sie wurde heute auch nicht müde, und viel zu bald für beide erreichten sie Inghers Elternhaus. Eine weiße Villa in entzückender Bauart war es.

„Habe ich gebaut," erklärte Ingher. „Vorher wohnten wir in einer alten Mietskaserne, daß Gott erbarm."

Das Dienstmädchen öffnete, sah ein wenig überhastet aus. „Die Herrschaften haben Besuch," sagte sie dem Sohn des Hauses.

Der forschte. „Wen, Luise?"

„Frau Gräfin Dorm und ..."

„Herr Justizrat Wendt. Weiß schon. Also vorderhand nicht melden, erst wenn die Herrschaften fort sind. — Komm, Schatz."

Er führte Maria in ein nicht sehr großes Wohnzimmer. „Du verzeihst, in den Salon kann ich dich jetzt nicht führen, weil die Gräfin da ist mit ihrem Vertrauten. Die zwei sind einflußreiche Leute. Aber nimm hier Platz, dies ist unser Gesellschaftszimmer für kleine, vertraute Kreise." Er stand vor ihr, legte seine Hände auf ihre Schultern und sagte: „Und du gehörst ja auch viel mehr hierher, als dort in den Salon."

Maria fühlte sich in dem Raum, der ziemlich dunkel war, ein wenig bedrückt. Ihr war das alles noch ungewohnt. Ihr bürgerliches Elternhaus und dieses hier dagegen, darin fast Prunk herrschte. Diese Pracht war ihr beim Eintreten aufgefallen, nun sah sie schweigend mit versonnenem Gesicht auf den Flügel, der in einer der dunklen Ecken stand.

Maria sah auf das glänzende Schwarz des Instrumentes und mußte an ein anderes stilles Zimmer denken. Dort stand auch solch ein Klavier. Vielleicht, oder wahrscheinlich war dieser Flügel hier von einer noch besseren Firma geschaffen, aber im Erinnern an das Heim Franz Undeggers wurden Marias Züge weich und ihre Augen feucht. Und dann suchte und tastete es in ihr nach der trauten Stimmung, die sie dort in dem stillen Gemach umfangen.

Hier war es nicht so; es schien ihr, als wolle diese Dunkelheit sie umschließen, die Pracht sie einengen und hilflos machen.

Jäh stand sie auf und wie sie Alexander neben sich

stehen sah, dessen Blick auf ihr ruhte, da hoben sich ihre Arme und legten sich um seinen Hals. „Du, ich fürchte mich," gestand sie ihm aus ihrem verworrenen Gefühl heraus.

Er sah ihr in die erschrockenen Augen. Und mußte lachen. „Ach, du Angsthase du! Meine Alten sind wahrhaftig nicht gefährlich."

Sie ließ einen Arm sinken. „Das ist es nicht," sagte sie und ganz fein hob es sich wie Stolz in ihr. „Nein — sie richtig zu fürchten, dazu hab' ich keine Ursache." Und diese ihre eigenen Worte nahmen ihr ein wenig die Beklemmung.

Ingher setzte sich rittlings auf ein kleines Tischchen. „Recht hast du! Und dann, paß mal auf: allzuschwer ist ja die Behandlung meiner Eltern nicht, ein kleiner Feldherr mit Gemahlin. Laß ihnen ihre Würden. Setz' dich doch wieder."

Sie mußten ziemlich lange warten und empfanden es beide ein wenig ungemütlich. Obwohl Alexander einen Unterhaltungstoff nach dem anderen herbeifischte. „Die gute Gräfin kann sich wieder einmal von meinem alten Herrn nicht trennen," seufzte er endlich. Aber es klang fast lustig.

Und wieder warteten sie.

Bis Ingher schwieg und zur Türe hinhorchte. „Also jetzt ist der feierliche Moment da. Der Herr Justizrat hat ein Einsehen gehabt. Oder Eifersucht verspürt. Endlich!"

Draußen hörte man ein paar Stimmen und dann das feine Klingen der Flurtüre, die ins Schloß fiel. Man hörte, wie im Gang das Dienstmädchen ein paar Worte sprach, als der Besuch fort war.

Und eine zerstreute männliche Stimme antwortete: „Ist gut. Ja, ja." Dann blieb es wieder still.

Geduldig wartete Maria wieder. Bis eine leise Unruhe in ihr zu wirken begann. „Alex — ich glaube, deine Eltern haben keine Zeit für uns," sagte sie; Verletztheit klang aus ihrem Ton. Sie stand auf.

Da ergriff er erschrocken begütigend ihre beiden Hände. „Herrjemine! Sei doch nicht so rasch böse, Kind," bat er. „Was meine zwei Leutchen abhält, hierherzukommen, das ist sicher ein völlig harmloser Grund."

Nach Minuten dehnte er sich in den Schultern. „Also gut — wir wollen sie uns hergraulen."

Er setzte sich ans Klavier und spielte irgend ein belangloses Stück. Ein still-pfiffiges Schmunzeln lag um seine Lippen. „Paß mal auf, das zieht."

Im Flur draußen war die Ruhe vorbei. Eine Türe hörte man öffnen, eine scheltende Stimme, unwillig hingeworfene Reden, dann kam ein Trippeln näher und die Tür ins Wohnzimmer wurde geöffnet. „Wer ist denn —" fragte eine wichtige Frauenstimme ins Dunkel herein. Und dann schien die Frau den Missetäter zu erkennen. „Xandl, du? Ich begreif' dich nicht."

Der Sohn hielt im Spiel inne. „Ja, ich begreif' euch auch nicht. Anders, scheint es, seid ihr überhaupt nicht herzukriegen." Ein winzig Teil Vorwurf klang doch in seiner Stimme. „Maria hat schon davonlaufen wollen."

Der dunkle, wuschlige Frauenkopf beugte sich mehr ins Dunkel herein. „Wer —? Ach so?" Sie wandte den Kopf dem Flur zu und rief hinaus: „Roland!"

„Ja," klang die männliche Stimme unmutig.

Die Frau trippelte ein Stück im Flur zurück. „Roland, geh, komm doch! Der Bub hat ja seinen Schatz mit."

Die männliche Stimme hob sich, wie an etwas erinnert. „Ach richtig. Na, ich komme schon."

Eine feine Röte färbte Marias Gesicht und eine kaum

merkliche Bewegung des Unwillens zitterte durch ihren Körper.

Ingher sah beides und ergriff schnell ihre Hand. „Ria, sei gut. Das ist alles viel harmloser als du meinst."

Marias Erregung sänftigte sich durch seine Worte. Erwidern konnte sie nicht mehr, denn nun klang das Trippeln wieder näher, daneben kurze, aber feste männliche Schritte.

Und nun standen Alexanders Eltern in dem Raum. Beide nicht groß, beide mit nur mühsam erhaltener Schlankheit.

Roland Inghers Kopf mit dem pechschwarzen Haar wandte sich suchend hierhin, dorthin; da hatte er Maria entdeckt und schritt auf sie zu. „Also, das ist die Zauberin?" Und er führte die leis Widerstrebende zum Fenster, zog die Vorhänge ein wenig zurück. Prüfend betrachtete er Maria, sie fast sachlich begutachtend. Da trat ein gemütliches Schmunzeln allgemach in seine erst deutlich verärgerten Züge. „Na, der Bub hat sich ja ganz was Besonderes geholt, so etwas wie ein Edelfräulein aus alter Zeit." Er wandte den Kopf ein wenig gegen das Zimmer. „Mela — komm, schau dir mal die Guckerchen da an." Ein unverhohlenes Verwundern klang in seinem Ton. „Solche Guckerchen die sind wundervoll. Was der Bub da gefunden hat!"

(Fortsetzung folgt.)

Menschliche Grausamkeit

Von Hermann Tiberius / Mit 18 Bildern

Im Urzustand des Menschen unterschied sich sein Verhältnis zum Tier nicht von dem der Tiere untereinander. Die Geschöpfe, denen gegenüber er sich vermöge körperlicher Vorzüge gewachsen fühlte, hatten ihn zu fürchten, während er sich gegen stärkere nur verteidigen konnte, wenn er nicht die Flucht vorzog. So wenig, wie ein Tier bei der Zerreißung eines anderen darauf bedacht ist, ihm unnötige Schmerzen zu ersparen, war es auch dem Urmenschen angeboren, auf die Schmerzen seiner unglücklichen Opfer irgendwelche Rücksicht zu nehmen. Es war ihm zumindest gleichgültig, ob sich die von ihm zerrissene Kreatur in Qualen wand. Auch wird er sich mangels innerer Hemmung keine Beschränkung in der Vernichtung von Tieren auferlegt haben. Wir müssen uns ihn durchaus als ein mordgieriges Wesen vorstellen, das mehr vernichtete, als es brauchte, und dessen Mordlust nicht geringer wurde, als es bei zunehmender geistiger Entwicklung Material und Werkzeug zu beherrschen lernte, wodurch es in den Stand gesetzt wurde, den Kampf auch mit größeren und stärkeren Tieren erfolgreich aufzunehmen. Dazu bediente sich der Mensch dieser Zeiten, soweit sein Kampfgerät nicht ausreichte, der List. Er grub Löcher, die er mit Zweigen bedeckte, stellte Fallen und Schlingen.

Es läßt sich denken, daß der primitive Mensch, sobald er gelernt hatte, Haustiere zu halten und zu züchten, mit ihnen nicht „menschlicher" verfuhr und aus ihnen allen Nutzen zog, den sie ihm boten. Seine Beobachtung

der in Freiheit lebenden Tiere hatte ihm gezeigt, daß im Kampfe ums Dasein jeder den anderen bekriegt, ja, daß auch Artgenossen sich untereinander bekämpfen, sobald einer dem anderen sein Futter neidet oder zwei ein Weibchen begehren. Sicherlich war es eine der ältesten Unterhaltungen, solche Kämpfe zu veranstalten. Dazu benutzte man teils die in Fallen, Schlingen und Gruben gefangenen wilden Tiere, teils auch Haustiere, ja man züchtete unmittelbar für solche Tierhetzen besonders kräftige und mutige Tiere heran. Und diese Hetzen dienten wieder zur Auslese der wertvollsten, das heißt mutigsten Tiere. Solche Sitten haben sich vielfach von den ältesten bis in die jüngsten Zeiten erhalten. In modernen Zirkussen werden hin und wieder boxende Pferde gezeigt, die, mit Maulkörben versehen und mit Lederkapseln an den Vorderhufen ausgerüstet, regelrechte Boxkämpfe ausüben, wobei sie auf den Hinterfüßen stehen. Diese Art zu kämpfen widerspricht nicht der Eigenart der Pferde, die sich, wie beispielsweise der Forschungsreisende Gmelin bei den jungen Tarpanhengsten am Don und Dnjepr beobachtet hat, auf solche Weise ingrimmig und ernstlich bekämpfen, einander beißen und mit den Vorderhufen schlagen. Ein eigenartiger Holzschnitt des deutschen Meisters Hans Baldung Grien aus dem Jahre 1534 zeigt uns solche einander heftig bekämpfende Hengste. Im ganzen germanischen Norden, in Schweden, Norwegen, wie auch besonders in Island, gehörte die Pferdehatz zu den beliebtesten Volksbelustigungen, wobei die Männer einen Kreis um die Kämpfenden bildeten, die Frauen manchmal von einem Hügel aus zuschauten. Von den entferntesten Teilen des Reiches wurden zu solchen Wettkämpfen Tiere entsandt, und jeder betrachtete es als eine besondere Ehre, Besitzer eines

siegreichen Hengstes zu sein. Ein aus der ältesten Periode der Eisenzeit stammender Stein, der in der Eggebykirche in Schweden aufgefunden wurde, enthält die Darstellung



Boxende Pferde im Zirkus.

eines derartigen Pferdekampfes. Vor allem vergnügten sich die Isländer seit alters an diesen Veranstaltungen, denen auch die Einführung des Christentums nicht Abbruch tat. Der letzte Kampf fand nachweislich in den zwanziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts in der Nähe von Akureyri im Nordlande statt. Man suchte die mutigsten Tiere dazu aus und sah besonders auf große,

scharfe Vorderzähne. Zur Seite der Kämpfenden stellte man häufig eine Stute in den Kreis. Die Besitzer der Hengste stachelten durch Stiche und Schläge die wild aufeinander losbeißenden Tiere an, schlugen auch wohl einmal das gegnerische Pferd, wenn es zu forsch vorging, und daraus entstanden, häufig unter Beteiligung der Zuschauer und ganzer Gemeinden, ingrimmige und endlose Fehden, von denen die alten Sagen und Geschichten der Isländer erfüllt sind. In der Landesbibliothek in Reykjavik befindet sich eine alte Zeichnung einer isländischen



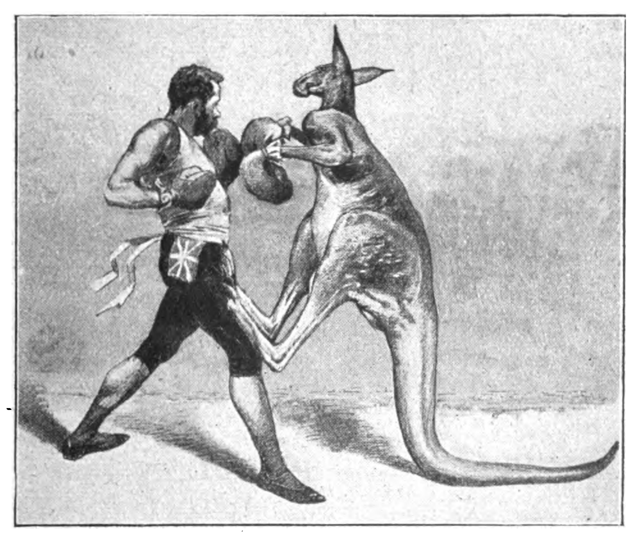
Aus Herrmann: „Island", Verlag W. Engelmann, Leipzig.

Isländischer Pferdekampf in alter Zeit.

Pferdehatz, von der ein Ausschnitt hier wiedergegeben ist. Außer boxenden Pferden sah man vor einer Reihe von Jahren auch boxende Känguruhs. Zuerst trat ein Dresseur 1893 mit einem Tier in London auf. Der Kampf wurde unangenehm, wenn es sich das Tier einfallen ließ, den kräftigen Schwanz als Stütze zu benützen und mit den starken Hinterbeinen Fußtritte auszuteilen. Im Freileben hat man Känguruhs schon in ähnlicher Weise kämpfen gesehen.

Harmloser ist der Boxkampf von zwei Terrierhunden, der kürzlich gezeigt wurde. Wer von den beiden zuerst mit allen vier Pfoten den Erdboden berührt, gilt als

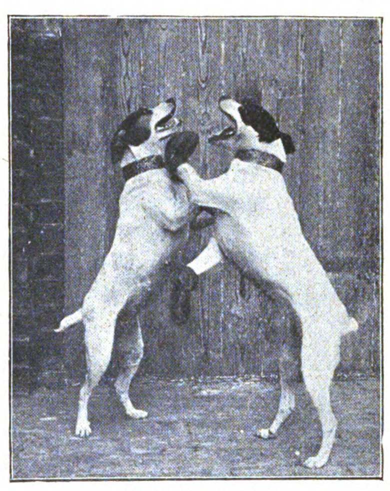
besiegt, und der Sieger legt eine Pfote auf den Unterlegenen. Ärger erging es Hunden früher bei Kampfschauspielen. Im Rom der Kaiserzeit bis ins sechste nachchristliche Jahrhundert, im kaiserlichen Wien bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts und an allen deutschen und außerdeutschen Fürstenhöfen des Mittelalters und der



Boxendes Känguruh.

nachfolgenden Jahrhunderte wurde der Hund nicht nur mit Löwen und Tigern, Panthern und Wölfen in die Arena gelassen, sondern vor allem und mit besonderer Vorliebe zu Sau- und Bärenhatzen benützt. Die auf die Ohren der erst eingefangenen und dann losgelassenen Opfer dressierten deutschen Bären- und Bullenbeißer wurden im achtzehnten Jahrhundert wohl auch mit Panzern versehen. Bärenführer der französischen Gascogne,

die von Ort zu Ort ziehen, lassen in manchem Dorf ihr Tier mit den stärksten Hunden kämpfen, welchem aufregenden Schauspiel die Menge mit südlicher Leidenschaft folgt. In Rom schätzte man besonders die schottischen oder britannischen Rüden, die nach Claudius den gewaltigen Nacken des Stieres zu zerbrechen imstande waren. Sie wetteiferten an Beliebtheit mit den albanischen Hunden, von denen Alexander der Große, wie Plinius berichtet, einen besaß, der einmal einen Löwen zerriß und einen Elefanten niederzwang. Laut Plutarch benutzte der Tyrann Alexander von Pherne seine Hunde zu Menschenjagden, wofür er politische Gegner in Eber- und Bärenhäute nähen ließ.



Boxende Hunde.

Zu den römischen wie auch zu den übrigen Kampfspielen wurden die seltsamsten Tiere aus allen Teilen der Welt mit oft unendlicher Mühe herbeigeschafft*. Jeder Konsul, Feldherr oder Kaiser suchte den anderen durch die Pracht seiner Tierhetzen, durch die Menge und Seltenheit der Tiere zu überbieten. Wölfe, Bären, Panther,

* Vergleiche: Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens, Jahrgang 1921, Bd. 3, Seite 178—181.



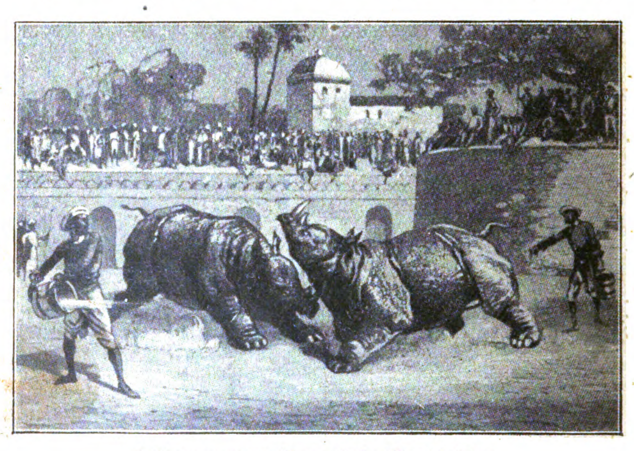
Kampf zwischen Bär und Hunden in der Gascogne (Frankreich).

Löwen, Tiger waren schließlich etwas Alltägliches geworden. Als Pompejus Magnus in dem Bestreben, etwas ganz Besonderes zu bieten, bei der Einweihung des Venustempels Elefanten mit Gladiatoren kämpfen ließ, und diese mit ihren Spießen den Ungetümen den Garaus machten, trotzdem sie um Barmherzigkeit zu flehen schienen, war das Publikum über die Grausamkeit aufgebracht. Alles weinte, berichtet Plinius, und überhäufte den Spielgeber mit Verwünschungen. Solche Anwandlungen von Sentimentalität waren aber selten. Meist konnte die Menschenmenge, Gesindel aller Rassen und Stände, nicht genug bekommen. Nilpferde wurden in Rom im Kampf mit Krokodilen gezeigt, gewiß ein besonders reizvolles Schauspiel. Das Nashorn brachte Pompejus Magnus im Jahre 55 vor Christo zum ersten Male nach Rom. In der Kampfarena mußte es sich, wie wir bei dem römischen Dichter Martial lesen, mit Stier und Bär messen. Einmal bohrte das afrikanische Rhinozeros seine zwei Hörner einem Bären in den Bauch und schleuderte ihn wie einen Ball in die Luft, das andere Mal machte es das indische Nashorn mit einem Stier ebenso. In Indien gehörte der Zweikampf der riesigen Rhinozerosse an den Höfen mancher indischer Fürsten zum hohen Sport. Hier, wo man mit Elefanten auf die Tigerjagd auszieht, gibt man auch gern, besonders zu Ehren europäischer Gäste, einen solchen Kampf als Schauspiel in geschlossener Arena, wofür die Rüßler, die auch hierbei von ihren Führern geleitet werden, trunken gemacht werden müssen. Für einen Elefantenzweikampf stutzt man den Tieren die mächtigen Hauer, eine Vorsichtsmaßregel, die man auch bei uns früher an den Ebern vornahm, um die Hatzrüden vor starken Verwundungen zu schützen.



Tierkämpfe in einer altrömischen Arena.

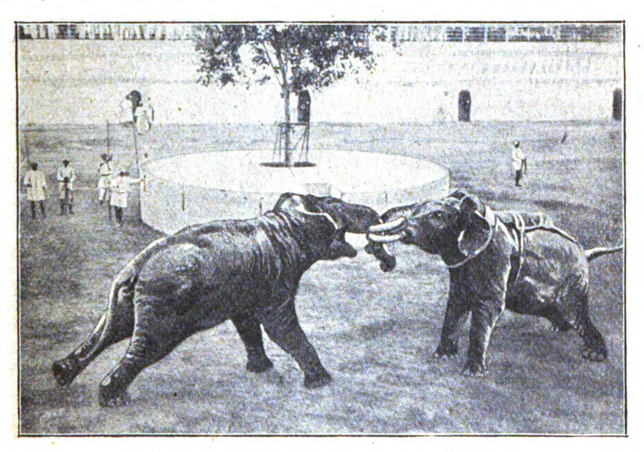
Der Riese der europäischen Urwälder, das Wisent, wurde in Rom auch hin und wieder im Kampf bewundert. Andere Zeiten begnügten sich auch mit dem wildgemachten Stier. Schon im alten Ägypten veranstaltete man Stierzweikämpfe. In Griechenland stellten sich ihnen nackte Jünglinge entgegen, die ihre mächtigen Gegner bei den Hörnern packten und dann erstachen. In



Rhinozeroszweikampf in Nordindien.

Rom waren afrikanische Buckelrinder oder Zebus ein besonderer Leckerbissen für die Augen der blutlüsternen Römer. Die auch in den lateinischen Provinzen Amerikas übliche spanische Art des Stiergefechts wurde in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens", Jahrgang 1921, Band 12, Seite 143—168 ausführlich behandelt. Das Ochsentreiben beim Karneval in den Straßen Venedigs läuft auf eine ähnliche Tierquälerei hinaus. In Kalifornien und anderen Gegenden Nordamerikas bildeten noch im vorigen Jahrhundert Kämpfe zwischen

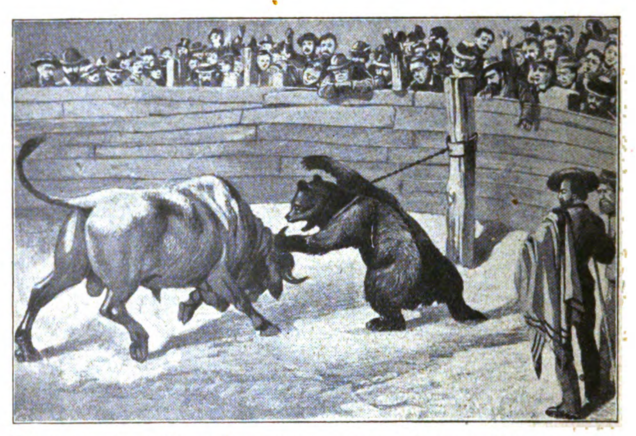
Stieren und Bären ein Hauptvergnügen der weißen Einwohnerschaft. Man legte — echt amerikanisch — den Kämpfern hochklingende Namen bei, um die Wettleidenschaft aufzupeitschen und das Interesse zu erhöhen. So berichtete ein Reisender 1860 in einem deutschen Familienblatt von einem spannenden Kampf zwischen dem Stier „Kossuth" und dem grauen Bär „Jenny Lind".



Kampf zwischen zwei indischen Elefanten.

Als nach wechselvollem Ringen der Bär unter endlosem Jubel der Menge als Sieger hervorging, wurde Kossuth geschlachtet und sein Fleisch zu hohem Preise verkauft. Bei ärmeren Völkern müssen weniger wertvolle Tiere die Schaulust befriedigen. So werden von den Volksstämmen des Kaukasus gerne Widderkämpfe veranstaltet. Bei diesem jedenfalls recht amüsanten Turnier gibt es zwar kein Blut und keine Toten, aber tüchtige Beulen, bis der unterliegende Teil, halb betäubt von den wuchtigen Stößen des Gegners, den Schwanz einzieht und durch

seine Flucht den Kampf und die Wette entscheidet. In Vorderasien, wo das Kamel unter den Haustieren die wichtigste Rolle spielt, bildet der Zweikampf zwischen diesen Tieren ein gern veranstaltetes Vergnügen. Die Kamele, deren Ausrüstung einen Teil des Einsatzes darstellt, werden, sorgfältig mit einem Maulkorb versehen,



Stier im Kampfe mit einem grauen Bären in Nordamerika.

von ihren Eigentümern mit Trommeln und Pfeifen angefeuert.

Die letztgenannten Veranstaltungen dienten, ähnlich wie die Pferdehetzen, weniger dazu, wilde Instinkte vertierter Menschen zu befriedigen, als vielmehr der Wettleidenschaft Genüge zu tun und auch Eigenschaften in den Haustieren emporzuzüchten, die man für schätzenswert hielt. Sie sind in dieser Beziehung den Pferderennen der Neuzeit gleichzustellen.

Den abscheulichsten Gegensatz dazu bildeten die häufig mit besonderem Gepränge begangenen Festlichkeiten, bei

denen die Hauptattraktion die Zerfleischung und Verspeisung von Menschen durch ausgehungerte Tiere bildeten. Die römische Kaiserzeit leistete darin wieder das Stärkste. So fand Kaiser Galerius Maximianus ein besonderes Vergnügen darin, mißliebige Menschen von eigens abgerichteten Bären langsam Glied für Glied ab-

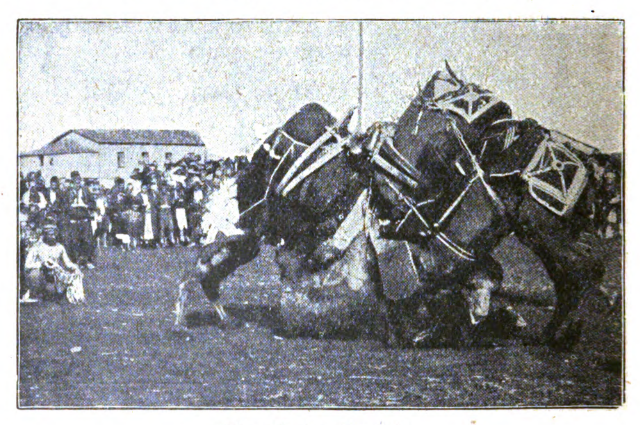


Ein Widderkampf im Kaukasus.

beißen zu lassen. Über ein Schauspiel, das sich durch seine stimmungsvolle Inszenierung auszeichnete, berichtet Martial. Es wurde die Pantomime „Orpheus in der Unterwelt" gegeben. Felsen, Bäume, Tiere täuschten eine paradiesische Landschaft vor, aus einer Versenkung stieg Orpheus — ein zum Tod Verurteilter — hervor und bezauberte durch sein Saitenspiel die Umwelt, bis ihn ein Bär zerriß.

Ein besonderes Kapitel bilden die „witzigen" Zwischenspiele. So beschreibt Christoph Friedrich Nicolai 1781 von seinem Aufenthalt in Wien eine Szene, die auf dem Anschlagzettel folgendermaßen angekündigt war: „Die

Raubwölfe werden auf eine lächerliche Art ihren Raub nehmen." Nicolai findet nicht Worte genug des Abscheus über die viehische Roheit des Vorgangs; er schreibt: „Es wurde ein zahmes Schwein und mit ihm zwei hungrige Wölfe hervorgebracht, welche das Schwein in Gegenwart aller Zuschauer lebendig auffraßen. Da merkte ich doch, daß ich nicht der einzige war, bei dem das Herz sich um-



Kämpfende Kamele.

kehrte, da dieses wehrlose Tier unter kreischendem Geschrei von einem Wolfe bedächtig und ohne Mühe am Halse befressen wurde, indessen der andere ebenso ruhig den Bauch des Schweines aufgebissen hatte, mit der Schnauze im Leibe wühlte und die Eingeweide verschluckte." Mit anderen wenigen Zuschauern verließ hierauf Nicolai das schmähliche Schauspiel, aber „von der Treppe bis zur letzten Türe hörten wir noch das wiehernde Gelächter des rohen Haufens, der sich an den Todesqualen des Tieres weidete".

Ähnlich „erheiternde" Zwischenszenen waren auch wohl

schon in Rom gebräuchlich. So ließ man, wie wieder bei Martial zu lesen, zu zahmen Löwen Hasen in die Arena, die sie, ohne ihnen ein Leid anzutun, fingen, wieder losließen und von neuem fingen. Oder man hetzte einen

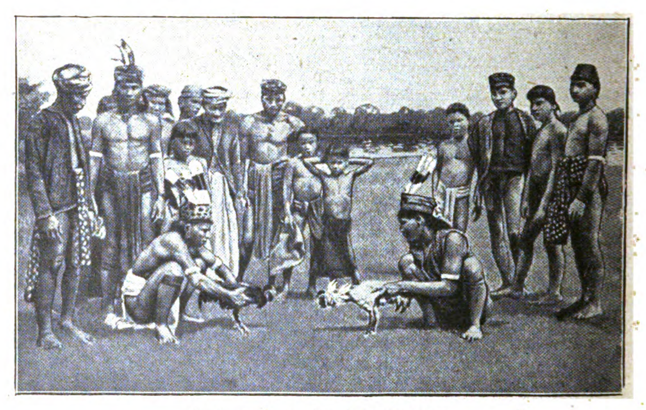


Eine Rattenschlacht in London (1858).

trunken gemachten und mit Brandkörpern gepeinigten Esel gegen einen Tiger und freute sich nun an den ergötzlichen Sprüngen.

Bei den Javanern soll ein „Scherz" sehr beliebt sein, der auf Kosten einer Gans und eines Affen veranstaltet wird. Beide werden mit einer mäßig langen Schnur aneinandergebunden und dann in der Nähe eines Gewässers

ausgesetzt. Während die Gans dem Wasser zustrebt, sträubt sich dagegen der Affe. Beide kreischen verzweifelt unter dem lärmenden Lachen der amüsierten Zuschauer, das die Tiere vollends toll macht. Gelingt es der Gans, das Wasser zu erreichen, so erkennt der Affe bald seinen Vorteil, wenn er sich auf den Rücken seines unfreiwilligen Kumpans schwingt. Die verblüffte Gans sucht unter-



Hahnenkampf auf Borneo.

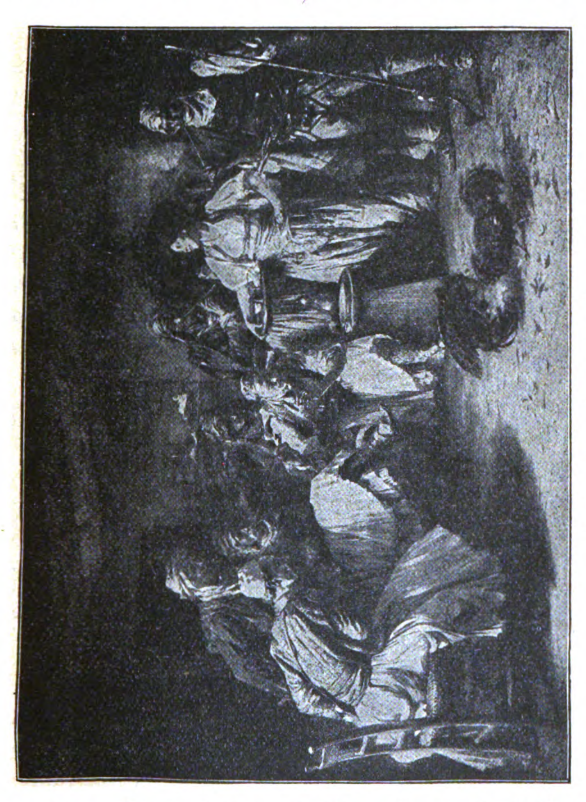
zutauchen, wird daran aber von dem Affen gehindert, der sie umhalst und unter dem ihn zum Übermut anstachelnden Beifall der Zuschauer beginnt, sie unter den lächerlichsten Grimassen zu rupfen und zu zupfen, bis man endlich die Tiere trennt. In London gab es Mitte des vorigen Jahrhunderts sogenannte Rattenarenas, in denen auf eine Anzahl Ratten Hunde losgelassen wurden, die dem ekelhaften Gezücht den Garaus zu machen hatten, manchmal aber auch mit eingeklemmtem Schwanz abziehen mußten, wenn sie des Gewimmels nicht Herr zu werden vermochten und sich einige der Gesellen in Ohren

Hahnenkampf im alten Rom.

oder Schnauze festgebissen hatten. Ein lieblicher „Sport" wird ebenfalls in Londoner Blättern erzählt, bei dem um wenige Pennys gewettet wird. Richard Schoenbeck berichtet darüber: „Seitens des ‚Unternehmers' wird eine Ratte, an deren Schwanz ein Bindfaden befestigt ist, auf einen Tisch gesetzt. Jemand hält an der anderen Seite des Tisches den geöffneten Mund gegen die Tischplatte, und die Ratte, die diesen für den einzigen für sie geeigneten Schlupfwinkel hält, sucht dort hineinzuschlüpfen. Nun kommt es darauf an, daß der Akteur der Ratte — eher den Kopf abbeißt, bevor es dieser gelingt, ihm in die Zunge zu beißen!"

Für die fast auf der ganzen Welt beliebten Hahnenkämpfe boten meistenteils die gleichen Gründe die ursprüngliche Veranlassung wie für die Widder- und Pferdekämpfe. Es waren Wettspiele, die nicht nur für die siegreichen Tiere, sondern auch für deren Besitzer ehrenvoll und für diese auch gewinnbringend waren. Sie haben vor den Kämpfen anderer Tiere den Vorteil, daß sie fast dem mittellosesten Mann möglich sind, da die Objekte ja keinen hohen Wert darstellen. Natürlich arten auch diese Spiele, die in jedem Falle ebenso wie die anderen Tierhetzen arge Tierquälereien sind, in manchen Gegenden in widerlichste Blutlüsternheit aus. Uralt ist ihre Einrichtung in den von Malaien bevölkerten Ländern, wo sie auch heute noch mit solch ernsthafter Leidenschaft ausgeübt werden, daß man im Innern Sumatras selten einem Reisenden begegnet, der nicht einen Hahn unter dem Arme hält, um ihn dort, wo er Rast macht, kämpfen zu lassen. Ja, ein Bewohner Innersumatras, berichtet Krünitz in seiner Enzyklopädie, „der etwa nach der Mündung eines Flusses reist und nur einigermaßen auf Ehre hält, darf sich nie ohne einen Hahn sehen lassen.

Man sitzt dann im Kreis und setzt auf ein Tier manchmal, wenn man von seiner Unüberwindlichkeit überzeugt ist, eine hohe Summe und läßt auch die Zuschauer Einsätze



Hahnenkampf in Albanien.
Nach einem Gemälde von Prof. Jowanowitsch.

machen. Dann halten die Eigentümer die Hähne einander gegenüber, und sobald diese durch das Sträuben ihrer Halsfedern ihre Neigung zum Kampfe zeigen, lassen sie sie aufeinander los". Die ostasiatischen Kampf=

bantams haben besonders scharfe und kräftige Sporen, die häufig noch durch metallene Spitzen verstärkt sind, sie werden durch Hunger und aufregende Arzneimittel zum Kampfe vorbereitet und gereizt. In Japan läßt man sie nicht gern bis zum Äußersten kämpfen, sondern entzieht den Unterliegenden noch beizeiten der blinden Wut des Siegers und verbindet ihn sorglich. Auf Sumatra muß der siegende Hahn noch Mut und Kraft genug besitzen, dreimal nach dem toten oder zerzausten Gegner zu picken, wenn dieser ihm vorgehalten wird, sonst ist der Sieg unentschieden. In Griechenland und Rom ergötzte man sich auch schon früh an diesem Schauspiel. Im fünften vorchristlichen Jahrhundert ordnete Themistokles an einem bestimmten Tage des Jahres Hahnenkämpfe an, zur Erinnerung daran, daß die Athener in dem Anblick zweier kämpfender Hähne eine gute Vorbedeutung für ihren Widerstand gegen die Perser gesehen hatten. Auf dem Balkan ist das Vergnügen auch heute noch beliebt. Daß es in der abscheulichsten Weise bei den Romanen ausartet, ist nicht weiter verwunderlich. Über die Methode im Lande der Stierkämpfe schreibt Dr. M. Hoffmann: „In der Mitte eines Rundbaues, der vielleicht mehrere hundert Menschen faßt, ist ein hölzernes Postament aufgestellt, auf dem sich ein meterhohes Drahtgeflecht befindet. Zwei bis drei vierjährige Hähne von etwa vier bis fünf Kilogramm Gewicht, am Hals und Steiß entfedert, damit die scharfen Schnabel- und Sporenhiebe nicht etwa durch die Federn abgeschwächt werden, an den Beinen mit geschärften Stachelsporen versehen, die vor dem Beginn der Vorstellung mit dem Saft der Zitrone imprägniert werden, läßt man nun innerhalb des Käfigs aufeinander loshacken. Mit Berserkerwut stürzen sich die Tiere, die in Estremadura und Andalusien für diesen Zweck gezüchtet

werden, aufeinander los, um sich zu zerfleischen. Trotz des starken Blutverlustes, der größten Hack-, Stich- und



Hahnenkampf in Flandern.

Hiebwunden führen sie selbst dann, wenn beide Augen heraushängen, so daß sie sich nicht mehr sehen können und einander suchen müssen, einen erbitterten Kampf, bis einer von den beiden auf dem Kampfplatz unter

jämmerlichen Zuckungen liegen bleibt, mitunter schon nach fünf Minuten, oft aber erst nach einer halben Stunde.“ Der Enthusiasmus der Südländer ist dabei so groß, daß es schon vorgekommen ist, daß ein Eigentümer eines tapferen Hahnes, der seinen Sieg nicht lange überlebte, aus lauter dankbarer Bewunderung das dem Hahn aus dem Kopf rinnende Blut trank. Auch in den germanischen Ländern, vor allem in Belgien und England, aber auch in einigen Teilen Deutschlands, huldigte und huldigt man auch heute, freilich insgeheim, diesem Sport. In England wurden systematische Regeln dafür aufgestellt. Nord-, Süd- und Mittelamerika sind trotz aller Tierschutzparagraphen natürlich auch noch lange nicht von dieser Quälerei befreit.

Wachtelkämpfe schätzte man ebenfalls im Altertum, und siegreiche Fechter unter ihnen waren, wie bei Brehm zu lesen ist, berühmt und wurden hoch bezahlt. Jesse erzählt, die Mohammedaner im westlichen Indien suchten unter den gefangenen Wachteln die besten Männchen als Kämpfer aus und rieben sie mit einem roten Stoff (vielleicht Paprika), um ihren Mut zu steigern. Auch die Chinesen sind auf solche Kämpfe, besonders der damit verbundenen Wetten wegen, ganz versessen. Auf Java verwirft man nach Krünitz die Männchen als zu klein und zu schüchtern und nimmt die Weibchen, die sehr reizbar sind.

Die Javanen wie die Chinesen wissen auch an den Todeskämpfen noch kleinerer, noch weniger kostspieliger Tiere Gefallen zu finden. Sie fangen Grillen aus Mauerritzen, setzen sie in Käfige aus Bambusstäben und treffen sich dann mit Freunden, die ebenfalls einige Tierchen mitbringen. Dann nimmt man zwei von ihnen heraus, setzt sie auf einen Tisch, um den man herum hockt, und läßt jetzt die kleinen Sportsleute miteinander fechten.

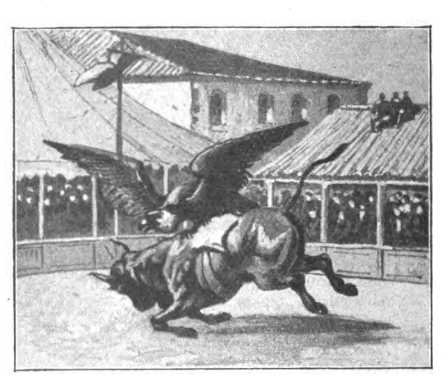
Um ihre Kampflust anzufachen — die Wettlust der Zuschauer ist längst rege —, kitzelt man die Grillen mit Gras- oder Strohhalmen, und wenn der heiße Kampf entschieden ist, lobt man den Sieger und stellt ihm einen frischen Gegner gegenüber. Ist einer mehrfacher Sieger, so bietet man dem glücklichen Besitzer hohe Summen, nicht selten über dreihundert Mark in Vorkriegswährung.



Ein Grillenkampf in China.

Wir sind vom Standpunkte des gesitteten Menschen aus geneigt, im Vergleich zu der natürlichen Rauheit des Urmenschen die Freude an und das Wetten auf selbst harmlos kämpfende Kreaturen für eine entwürdigende Roheit und das Vergnügen an der Betrachtung blutrünstiger Zerfleischungen als „viehische" Verrohung anzusehen; aber so recht wir mit dieser Auffassung haben, sind wir doch noch weit davon entfernt, uns nun weit darüber erhaben dünken zu dürfen, solange noch im gesitteten Volksleben die Tierkraft in übermäßiger Weise

ausgenützt wird, solange noch die Tötung der zur menschlichen Ernährung dienenden Tiere in nicht ganz einwandfreier Weise geschieht, wozu auch das Kochen lebender Krebse gehört. Und ist schließlich das Ergötzen am Mäusefang der Katzen deswegen, weil wir für diese schädlichen Nager kein inniges Mitgefühl aufbringen können, ist unser Vergnügen ein edleres, wenn wir der Spinne zuschauen, die uns die lästigen Fliegen in einer für diese sicher qualvollen Art wegfängt? — Selbst der große Ethiker Spinoza soll sich nach der Mitteilung eines



Stier und Kondor im Kampf.

ihn als Menschen hoch verehrenden Zeitgenossen daran vergnügt haben, Spinnen zu fangen, die er miteinander kämpfen ließ, und Fliegen zuzuschauen, die er in das Netz der Spinne warf. Gewiß hat niemand seine Freude an den ekelhaften Leimstreifen, an denen im Sommer die Fliegen zappeln, aber wer ist nicht doch im höchsten Grade befriedigt, wenn so ein Quälgeist endlich doch auf den Leim gegangen ist! So ist also nur ein Gradunterschied zwischen den Arten der Tierquälerei. Bemühen wir uns, jeder an seinem Teil, auch in dem armseligsten Tier die Kreatur zu sehen, der Leiden ebenso weh tun wie uns.

Das Ende der kostbaren Perle

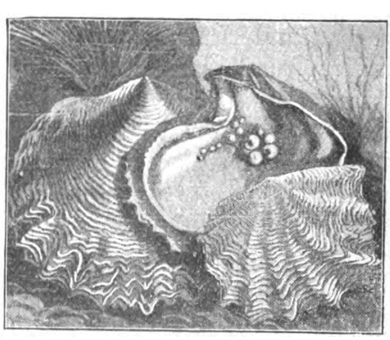
Von Rudolf Münkebrecht / Mit 8 Bildern

Zu allen Zeiten sind Perlen beliebt und begehrt gewesen, und das ist so geblieben bis zum heutigen Tag. In vielgestaltigster Weise hat man sie zum Schmuck benützt, und als die kostbarsten Perlen gelten vollendet schöne, runde, aber auch tropfenartig oder birnenförmig gestaltete Gebilde. Nicht nur Form und Größe, auch der eigenartige Glanz und Schmelz der „Lüster", das „Wasser" der Perlen entzücken den Kenner und bestimmen ihren Preis.

Perlen findet man in den nach ihnen benannten See- und Flußperlmuscheln. Und in diesen besonders im sogenannten Mantel, einem Teile des Tierleibes, an dem die schützende Schale aufliegt, deren Stoff vom lebenden Organismus ausgeschieden wird. Sie kommen aber auch in der Nähe des „Schlosses" und am Schließmuskel häufig vor. Ebenso finden sie sich an anderen Stellen der inneren Schalenfläche, und zwar vom Umfang eines Sandkörnchens bis zu größeren Bildungen. Da und dort kommt es zu traubenförmig miteinander verwachsenen Gruppen, die als einzelne Perlen weniger begehrt sind, bei den Juwelieren aber doch mannigfach verwendet werden. Eine der größten Perlen von birnenförmiger Gestalt ist fünfunddreißig Millimeter lang und siebenundzwanzig Millimeter breit. Man hat besonders schöne Stücke mit fünfzig- bis dreimalhunderttausend Mark in alter Währung bezahlt.

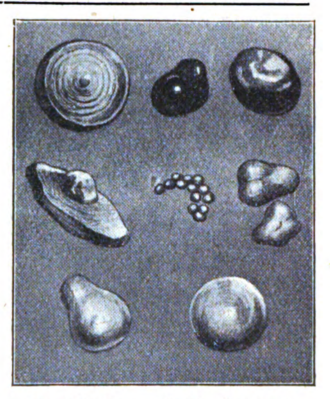
In den aus dem Meeresgrund geholten, oder von Riffen, Klippen oder Felsen, an denen sie festhängen, losge-

rissenen Muscheln findet man nach dem Öffnen oft unter Hunderten keine Perle. Es kommt aber auch vor, daß in einem Stück zahlreiche Perlen enthalten sind. Erfahrungsgemäß greifen die Perlentaucher nach verkrüppelten Muscheln, in denen sich nach ihrer Meinung eher Perlen befinden als in normal gewachsenen Schalen. Wenn sich diese Auffassung auch nicht in jedem einzelnen Falle bestätigt, so enthält sie doch einen guten, auf Beobachtung beruhenden Kern. Die Perle verdankt ihre Entstehung einer Abwehr des tierischen, in der Schale lebenden Organismus, der sich vor zufällig hineingedrungenen Fremdkörpern dadurch zu schützen sucht, indem er sie mit dem gleichen Stoff umgibt, aus dem die Schale gebildet ist. Demnach ist es nicht richtig, wenn gesagt wird, die Perle sei eine Krankheit der Perlmuschel. Ein ähnlicher Vorgang findet im tierischen und menschlichen Körper statt, in dem beispielsweise Trichinen, die in die Muskelteile gelangt sind, in eine Kalkkapsel eingeschlossen und so unschädlich gemacht werden. Die Perlen sind gewissermaßen das Erzeugnis des organischen Widerstandes des Muscheltieres gegen fremde Eindringlinge, Schmarotzer und Fremdkörper, und diese Reaktion erfolgt ebenso nach der Aufnahme organischer oder lebloser Dinge, und zwar an allen Stellen, an welchen ein ungewohnter

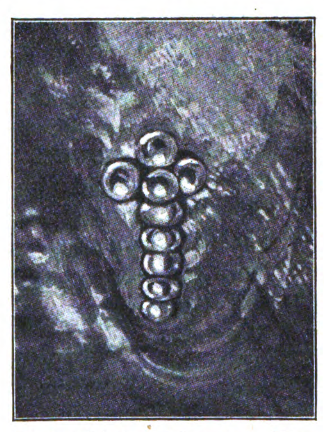


Seeperlenmuscheln.

Reiz auf den Organismus des Perlmuscheltieres ausgeübt wird. Ob es nun leblose Gegenstände sind, die beim zeitweiligen Offenstehen der Schalen mehr oder weniger zufällig in das Innere geraten konnten, oder innere Parasiten, die Jugendformen von Eingeweidewürmern, Saug- oder Bandwürmern, kleine Wassermilben oder Fadenalgen, die sich am Mantel der Muschel festgesetzt haben, immer erfolgt die Abwehr dieser Eindringlinge durch Absonderung von Muschelsubstanz, die sie umhüllt, um sie zu verkapseln und unschädlich zu machen. Die Entstehung dieser „Perlkerne" ist demnach sehr verschieden. Und es ist das Verdienst einer ganzen Reihe von Naturforschern, Klarheit in diesen Bildungsgesetzen geschaffen zu haben. Früher nahm man an, daß die Perlen aus der Schale abgesondert würden; man bohrte diese Schicht an, um auf diese Weise künstliche Perlen zu erzielen, aber es kam dabei nur zu Wucherungen, die



Verschiedene Perlenformen.



Perlmuschel mit einer das „südliche Kreuz" genannten Perlbildung von Queensland, auf 200 000 Mark geschätzt.



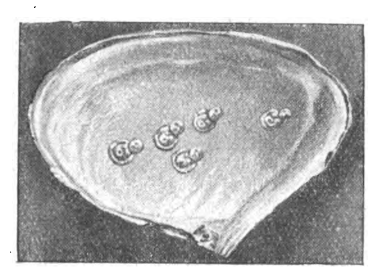
Mit Perlen geschmückte Bengalin.

nicht mit den im Mantel gebildeten Perlen verglichen werden konnten. Von dem großen Naturforscher Karl Linné, der von 1707 bis 1778 lebte, stammt der Gedanke, die äußeren Teile der Schale samt der inneren Perlmutterschicht zu durchbohren und in diese Öffnungen kleine Kalkkügelchen einzuführen. Bewährt hat sich diese Methode allerdings nicht, es kam auch dabei meist zum Festliegen des Fremdkörpers an der Schale, wodurch nur sogenannte Kropfperlen entstehen.

Eigenartig ist es, daß die Einkapselung nicht zu einer bestimmten Zeit abgeschlossen wird; alle Fremdkörper, gleichviel ob sie organischer oder unorganischer Herkunft sein mögen, werden fortgesetzt mit immer neuen hauchdünnen Schichten umgeben, wodurch im Laufe der Zeit

erst der so geschätzte Glanz entsteht, der außerhalb der Muschel durch die verschiedenartige Brechung des Lichtes in diesen zarten Schichten hervorgerufen wird. Wichtig für den Wert der Perlen ist der Ort, an dem sie in der Muschel zustande kommt, da die Schichtenbildung nicht an allen Stellen in der gleichen Weise erfolgt.

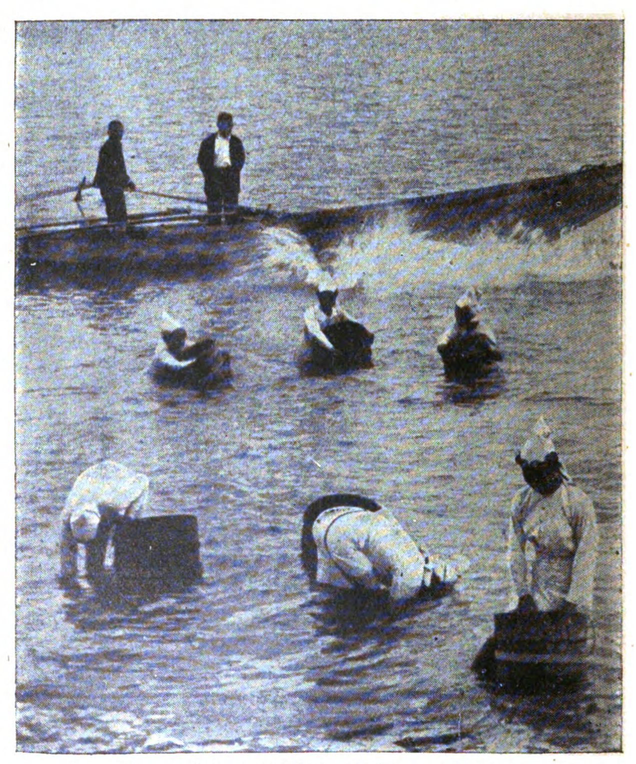
Fehlerlose Perlen sind farblos; sie haben das zarte Farbenspiel der Perlmutterschicht der Muschel. Auf der gesetzmäßig gebundenen Ablagerungsweise der durchsichtigen Kalksubstanz beruht der sanfte, milchweiße, silberhelle Glanz der Perle, der von den Regenbogenfarben kaum leise angehaucht erscheint. Die Absonderungssubstanz verursacht durch ihre eigenartige Lagerung das schillernde Farbenspiel und das milde Leuchten. Beides verleiht der Perle den hohen Wert, der sich nach der Größe und dem Grade der Lichtdurchlässigkeit steigert.



Schale einer ostasiatischen Najade mit eingewachsenen Buddhabildern.

In China kam man schon in älterer Zeit auf den Gedanken, kleine Kügelchen, Perlenschnüre oder winzige aus Blei gegossene Buddhabildchen zwischen Schale und Mantel zu schieben, um auf diesen Formgebilden eine Perlsubstanzablagerung zu erzielen. Diese künstlichen Erzeugnisse wurden billig verkauft. Die Zeit, in der man diesen Überzug erhielt, wird mit einem bis zu drei Jahren angegeben. Wenn diese Fremdkörper in die Muschel eingelegt waren, brachte man das Tier wieder auf den Meeresboden und holte es von dort erst wieder herauf,

wenn die zur Umhüllung erforderliche Zeit verstrichen war. In den Dörfern Tschangkwan und Siao-Tschaugugan sollen mehrere tausend Familien diese eigenartige



Taucherinnen Mikimotos bei der Arbeit.

und alte Industrie betreiben. Man hat Versuche gemacht, um auch bei unseren Flußperlmuscheln, in denen sich echte Perlen bilden, solche Übermantelungen zu erhalten. In seinem 1859 erschienenen Werke „Die Perlmuschel

und ihre Perlen" erwähnt v. Heßling, daß es in diesem Falle nur zur Bildung einer graumelierten, schmutziggelben Kalkkruste kam.

Was lag demnach näher, als den Versuch zu wagen, Perlen auf ähnlichem Wege in den lebenden Tieren zu erzeugen? Um von den Zufälligkeiten, denen der Nachwuchs



Frauen prüfen die Muscheln in seichtem Wasser.

der Muscheln ausgesetzt ist, unabhängig zu werden, hat der Kapitän Philipps vor über fünfzig Jahren künstliche Züchtungsversuche angeregt. Im Hafen von Tuticorin zieht sich eine drei englische Meilen lange und eine Meile breite Bank unter dem Meeresspiegel hin; man umgab sie mit lebenden Korallen, die in einigen Jahren ein festes Riff bilden mußten, das als Standort für die Muschelzucht dienen konnte. Über das Ergebnis dieses Unternehmens ist weiter nichts bekannt geworden.

Inzwischen steigerte sich überall die Liebhaberei für Perlen, und da die verschiedenen Perlmuschelbänke der

Welt sich immer weniger ergiebig zeigten, stiegen auf dem Londoner und Pariser Markt die Preise für schöne Perlen ins Abenteuerliche. Da kam eine große Überraschung. Aus Japan wurden große Massen Perlen auf den Markt gebracht, und zwar kugelrunde, fehlerlose Stücke. Und bald erfuhr man, daß ein japanischer Naturwissenschaftler, Dr. Kokischo Mikimoto, seit 1879 abermals versuchte, künstliche Perlen in der Muschel erzeugen zu lassen. In den Schriften der europäischen Naturforscher konnte er genug Anregungen finden, welche natürlichen Lebensbedingungen den Perlmuscheln geboten werden müssen, um sie erfolgreich züchten zu können. Er verzichtete darauf, die aus dem Meer getauchten Muscheltiere töten oder absterben zu lassen, wobei Tausende von Perlmuscheln zugrunde gingen, bis man in einzelnen Perlen fand. Mikimoto beschäftigt eine große Zahl weiblicher Perltaucherinnen, die in jede einzelne Muschel zwischen Schale und Mantel der Tiere kleine Stückchen Perlmutter einführen und sie dann wieder in das



Hindubraut im Festschmuck, der teilweise aus Perlen besteht.

Wasser zurückbringen. Wenn diese Methode auch nicht wissenschaftlich genannt werden kann, so ist es dem Japaner doch gelungen, auf groß angelegten Perlzuchtbänken „echte" Perlen in bestimmter Menge zu erzielen. Durchschnittlich sind vier Jahre nötig, um eine marktfähige Perle zu erhalten. So ist's möglich geworden, künstlich in den Muscheltieren hervorzurufen, was sonst in der Natur zufällig erfolgt.

Wenn die Unternehmung des findigen Japaners weiter floriert, steht die Zeit nahe, in der nur noch die Seltenheiten ihren hohen Preis behalten. Und künftig werden die Verse nicht mehr als richtig gelten dürfen, in denen gesagt ist:

„Du hast Diamanten und Perlen,
Mein Liebchen, was willst du noch mehr."

Diamanten auf chemischem Wege herzustellen, ist wohl gelungen; aber gleich den anderen, auf synthetischem Wege erzeugten Edelsteinen, kommen sie teurer zu stehen als die natürlichen Kostbarkeiten. Mit den künstlichen Perlen steht es anders. Hier ist der Natur ein Vorgang abgelauscht und ein Eingriff vollzogen, der die Perlmuschel nötigt, eine Perle zu bilden. Findet Kokischo Mikimoto Nachahmer, woran man kaum zu zweifeln braucht, dann ist das Ende des mühsamen Tauchens nahe, und die Perle wird auch für Liebhaberkreise erschwinglich, die sonst vom Besitz dieses Schmuckes kaum zu träumen wagten. Ob dann die Wertschätzung aber lange genug vorhält, um diese modernen Industrieerzeugnisse weiterhin lohnend erscheinen zu lassen, ist eine andere Frage. Man schätzt ja doch nur das Seltene hoch. Sollte darüber der elende, kümmerliche Erwerb des Tauchens nach Muscheln und Perlen ein Ende nehmen, der seit Jahrtausenden so viele Opfer forderte, so wäre darüber nicht zu klagen.

Hand und Schicksal

Von Erwin Oskar Bornheller / Mit 13 Bildern

Nicht das sogenannte „finstere Mittelalter", sondern das siebzehnte Jahrhundert, die Zeit während und nach dem Dreißigjährigen Kriege gilt mit Recht als die Periode des dunkelsten Aberglaubens. Der leider in der Blüte seines Lebens 1494 gestorbene Pico de Mirandola, ein ebenso geistvoller wie gelehrter Mann, war einer der scharfsinnigsten Gegner der Astrologie, der Afterweisheit, die das Schicksal der Menschen und den Lauf der Welt aus den Sternen weissagte. Pico hat diesen kläglichen Irrwahn die „Pest aller Pesten" genannt. Entschieden lehnte er auch die Kunst des Wahrsagens aus den Linien der Hand ab. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wendeten sich die klügsten Männer gegen all diesen Unsinn, so daß die Anhänger dieser phantastischen Ideen klagten, „die verstockten Menschen wollten nichts mehr davon hören". Johann von Hagen, oder wie er sich lateinisch nannte: Johann ab Indagine, jammerte 1552 über den Verfall der Sterndeuterei und Handwahrsagerei. Dem unsittlichen und fatalistischen Sternaberglauben war in der ersten Zeit der Reformation die Stimmung nicht mehr günstig. Auf Selbstverantwortung gestellte Menschen wollten nichts davon wissen, daß das Schicksal vom Stand der Gestirne oder gar von den Zufallslinien in ihrer Hand abhängig sein sollte. Ergrimmt schrieb deshalb Johann von Hagen: „Je besser und vortrefflicher etwas ist, desto weniger gefällt es den — Unverständigen und Geschmacklosen." Erbost wetterte er: „Solchen Leuten muß man von der erhabenen Astrologie und Chiro-



Abb. 1. Zigeunerin deutet aus der Hand einer russischen Braut das künftige Schicksal.
Nach einem Gemälde von K. Makowsky.

mantie (gleich Handwahrsagung) weder etwas vortragen noch sie darüber aufklären. Dies hieße das Heiligtum

(die Sterndeutung!) vor die Hunde und die Perlen (die Schicksalsdeutung aus den Handlinien!) vor die Säue werfen. Aber der Glaube daran liegt jetzt im Staube darnieder."

Die Zeiten änderten sich, und es fanden sich wieder Gläubige für diesen Aberwitz. Und als nun gar das dreißigjährige Kriegselend Deutschland heimgesucht hatte, blühte der Aberglaube in allen Formen wieder auf. Wenn heute die alten Sterndeuter und Wahrsager wieder kämen, würden sie finden, daß es jetzt eine Lust sei, zu leben, denn aller uralte Wahnwitz und Unsinn ist wieder im Schwang, darunter auch der komische Aberglaube, aus den Linien der Hand die Geschicke der Menschen zu enträtseln. Diese Methode der Zukunftsdeutung nannte man einst Cheiromantie (Cheir, griechisch die Hand); da nun aber Mantik doch zu unangenehm an bloße Vermutungs- oder Wahrsagerkünste erinnert, sagt man heute lieber Chirologie. Das klingt vertrauenerweckender, denn diese Zusammensetzung erweckt den Eindruck, als habe man es mit Vernunft und logischer Gedankenverbindung zu tun. Noch bedeutender aber klingt Chirosophie, von Sophia, gleich Weisheit.

Um den wißbegierigen Schüler Fausts auf teuflische Art gründlich zu verwirren, rät Mephisto dem unerfahrenen Menschen, er solle als Lernender auf des Meisters Worte schwören. Weiter sagt er: „Im ganzen — haltet Euch an Worte! Dann geht Ihr durch die sichre Pforte zum Tempel der Gewißheit ein." So ganz albern ist der Schüler nun aber doch nicht, denn er erwidert: „Doch ein Begriff muß bei dem Worte sein." Der Einwand gefällt dem Teufel nicht, und er wehrt verschlagen ab: „Schon gut! Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen; denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten

Zeit sich ein. Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten, an Worte läßt sich trefflich glauben, von einem Wort läßt sich kein Jota rauben."

Diese teuflische Weisheit bringt Mephisto auch in der Hexenküche zum Ausdruck, wenn er ausspricht: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch was denken lassen." Und die Hexe, diese Ansicht ergänzend, erwidert: „Die hohe Kraft der Wissenschaft, der ganzen Welt verborgen! Und wer nicht denkt, dem wird sie geschenkt, er hat sie ohne Sorgen."

Hält man sich nun bei den Behauptungen der Handlesekunst an die Worte, so läßt sich mühelos scheinbarer Tiefsinn daraus ableiten, denn ein Wort gibt sozusagen das andere. Folgt man Mephisto und dem Rat der Hexe, dann eröffnet sich die verborgene „Wissenschaft"; man merkt dabei nicht, daß man in einem Zustand leerer Schwärmerei zu Fehlschlüssen und trügerischen Irrtümern gelangt. Schätzt man diese Phantastereien nicht höher als eine Art zeitvertreibenden Gesellschaftspieles gleich dem „Schwarzen Peter" und ähnlichen Harmlosigkeiten, so wäre dagegen nichts einzuwenden. Übel aber ist es, wenn diese Spielerei ernster genommen wird, und lächerlich wirkt der astrologische und chiromantische „Forscher". Ihn hat der Teufel am Kragen, nur wird er sich dessen nicht bewußt.

Worauf beruht nun die Wahrsagung, pompöser gesagt: die Schicksalsdeutung, aus den Linien der Hand, die heute wieder Mode und als solche das Entzücken der Armen im Geiste ist? Sie ist von der Astrologie und ihren weitläufigen Ideen, die hier nicht erklärt werden können, untrennbar. Man benannte die Finger nach: Merkur, Venus, Sonne, Jupiter und Saturn (Abb. 2), und erdichtete in der Handfläche sieben „Berge", um auch

Mond und Mars darin unterzubringen und aus den vielfältigen Beziehungen, welche die einzelnen Sterne auf das Wesen des Menschen vermeintlich haben sollen, über seinen Charakter, die moralischen und geistigen Anlagen, Neigungen und Fähigkeiten Schlüsse zu ziehen (Abb. 3).

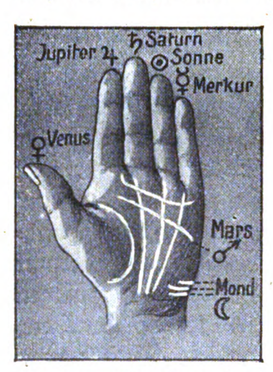


Abb. 2. Einteilung der Hand zur Wahrsagung.

Es gehört die ebenso naive wie ungeheuerliche menschliche Selbstüberschätzung dazu, um den Gedanken nicht von vornherein für mindestens unbescheiden zu halten, das ganze Weltall sei nur dazu da, um auch noch in den Fingern und Linien der Hand wirksam zu werden und Aufschlüsse über Wesensart und Schicksal zu geben. Aber die alten Chiromanten gingen noch weiter. Wie man bedeutsame Linien und Zeichen in den Händen fand, so gab es ja auch Falten in der Stirne, die, gleichfalls den Planeten zugeteilt, Aufschlüsse über die Zukunft geben sollten (Abb. 4).

Abb. 3. Einteilung der Hand zur Wahrsagung.
☾ Mond, ☿ Merkur, ♀ Venus, ⊙ Sonne, ♂ Mars, ♃ Jupiter, ♄ Saturn.

Der Chiromant Johann Ingeber schrieb 1689, die Linien, Zirkel, Kreuze, Ringe, Häckchen, Warzen und andere Zeichen an des Menschen Gesicht müsse man richtig erkennen, um gründlich danach zu urteilen. Ob man aus beiden Händen oder nur aus der Rechten oder

Linken wahrsagen müsse, darüber ward viel gestritten. Die Araber hielten sogar die Untersuchung der Füße zu ihren Wahrsagungen für nötig. Hadschi Chalfa erklärt: „Diese Wissenschaft erlaubt, aus den Linien der Hand und des Fußes, aus den Abschnitten, der Entfernung, Länge, Breite und Spaltung derselben die künftigen Schicksale des Menschen, die Länge oder Kürze seines Lebens, sein Glück oder Unglück, Reichtum oder Armut, Gesundheit oder Krankheit vorauszusagen.“ Vielleicht entschließen sich die heutigen Wahrsager und Zeichendeuter dazu, auch diese alte Kunst wieder zu erneuern und aus den Hühneraugen und ihrem Sitz den Charakter eines Menschen zu bestimmen. Auch Frostbeulen und Hautschwielen wären zu beachten. Nach arabischer Auffassung deutet ein kurzer Fuß auf einen „kurzen Verstand“. Dünne Füße sind das „Gestell eines ränkesüchtigen Menschen“. Wenn die Zehen ineinander „verworren“ und die Nägel gleichsam zusammengewachsen sind, so deutet dies „große Energie“ an. Doch liegt es uns heute näher, bei „verworrenen“ Zehen auf schlechtes Schuhwerk und bei zusammengewachsenen Nägeln auf hochgradig vernachlässigte Pflege der Füße zu schließen. Aber die weisen Araber konnten aus den Fußspuren noch mehr als unsere heutigen Chiromanten an den Linien der Hände enträtseln. Sie unterschieden nicht nur die Fußtapfen eines Jünglings oder eines Greises, eines Mädchens oder einer

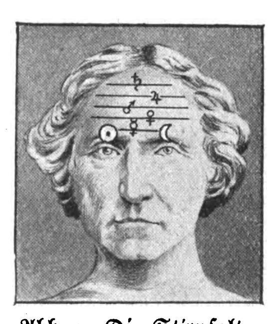


Abb. 4. Die Stirnfalten mit der Planetenverteilung zur Schicksalsbestimmung.

☾ Mond, linkes Auge. ☉ Sonne, rechtes Auge. Darüber folgen: ☿ Merkur, ♀ Venus, ♂ Mars, ♃ Jupiter, ♄ Saturn.

Frau, ja sie vermochten sogar an Trittspuren festzustellen, ob irgendwo eine tugendhafte weibliche Person oder eine Kokotte gegangen war! Ja sie brachten es fertig, alle natürlichen Anlagen und Eigenschaften der Menschen allein aus ihren jeweiligen Fußtapfen zu erkennen. Das mußte dann besonders wertvoll sein, wenn man die Füße eines Menschen nicht zu sehen bekommen konnte.

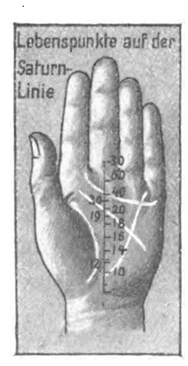


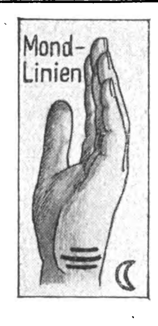
Abb. 5. Die Saturnlinie, nach welcher der Chiromant die Lebensdauer zu bestimmen sucht.

Zur Wahrsagung aus der Hand wird ihre Innenfläche in sieben „Berge“ eingeteilt, welche die Namen der sieben Planeten tragen (Abb. 3). Nur der mittlere Teil, der „Marsberg“, weist keine Erhöhung auf, weshalb er auch die „Höhlung“ oder das „Tal“ genannt wurde. Die hellen Linien der Abbildungen 2 und 3 sind die wichtigsten, denn aus ihrer Beschaffenheit beurteilt man die Naturanlage und das Schicksal eines Menschen.

Ein gutes Zeichen ist es, wenn eine Linie sich lang ausdehnt, deutlich hervortritt, nirgends abgebrochen ist und von anderen Linien nicht durchschnitten wird, wenn sie keine Knickungen und auffällige Biegungen hat, keine Flecken enthält oder besondere Figuren mit den sich abzweigenden Seitenlinien bildet. Aus dem Verlauf der Saturnlinie ersieht man die Länge des Lebens. Es gibt eine Art von Messung, nach der die Dauer der Lebensjahre zu bestimmen ist (Abb. 5).

Aus den astrologischen Gedankenkreisen stammt die Bedeutung der „Berge“; man schließt aus diesen erdichteten Vorstellungen, ob diese glückbringend oder unheilverheißend sind. So zieht man vom Marsberg, der dem Kriegs-

planeten zugeordnet ist, Schlüsse auf das Verhältnis eines Menschen zum Kriegswesen, vom Venusberg auf Liebesangelegenheiten, vom Jupiterberg auf seelische Eigenschaften, vom Saturnberg auf



ökonomische Verhältnisse und die Lebensdauer, vom Sonnenberg auf Gunst bei Hofe. Daß der Gott des Handels und der Diebe, Merkur, der aber auch im Geistigen höchst wichtig ist,





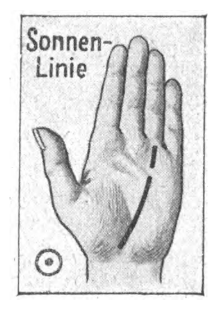








Abb. 6—12. Der Verlauf der wichtigsten Linien in der Hand in schematischer Einzeldarstellung.

gewisse Deutungen aus seinem Bezirk zuläßt, versteht sich von selbst. Der Mondberg bietet die Möglichkeit, über

die Leibesbeschaffenheit, Gesundheit und Krankheit zu orakeln.

Hier sei nun an Mephistos Worte und den Hexenspruch erinnert. Denken ist unnötig, wenn man geheime Offenbarungen erlangen will. Sonst könnte man ja fragen, was hat der Planet Mars mit Krieg zu schaffen, wie bewirkt die Sonne Gunst bei den „Oberen", oder welchen Einfluß hat der Mond auf körperliche Zustände? Wie sagt der Teufel: „Haltet euch an Worte!"

Bei der Auslegung und Schicksalsdeutung beginnt erst recht das eindeutige Spiel mit Worten. Mephisto und die Hexe kommen beide zu ihrem Recht. Und dem Chiromanten fällt es leicht, sich aus den Worten ein System zu bereiten. Wozu wären denn die Worte da, die sich ja so leicht einstellen, wenn Begriffe fehlen? Und wer wüßte nicht, daß lang und kurz, klein und groß bedeutungsvolle Worte sind? — Oder breit und schmal, flach und gewölbt, dick und dünn, schwach und stark, hart und weich, gerade und krumm; offenbaren denn diese Worte allein nicht schon alles Erdenkliche? Betrachtet der Chiromant oder die „weise Frau" die Lebenslinie, und es zeigt sich, daß sie dick am Anfang, dünner im Verlauf und am Ende wieder dick ist, was liegt da für die Schicksalsdeutung näher, als zu orakeln: gesund in der Jugend, Beschwerden und Krankheiten im mittleren Alter und dann in höheren Jahren zunehmende Kraft. Findet sich das Gegenteil, nun, so ist doch nichts leichter, als mit Umstellung der Worte die Zukunft aufzuhellen, das Geschick zu „erforschen". Ist die Lebenslinie durchkreuzt, gebrochen, irgendwo unscharf, befleckt, krumm, geschlängelt oder gar zerrissen, wer möchte da zweifeln, daß mit diesen Worten passend verbundene andere Worte nicht den richtigen Aufschluß gäben? Oder glaubt man etwa nicht, daß jemand krumme

Wege gehen wird, dessen Lebenslinie Krümmungen erkennen läßt? Es ist in solchem Falle ganz unmöglich, zu folgern, es ginge der Lebensweg gerade. Nein, die Worte krumm und gerade haben ihren „Sinn"; der läßt sich nicht verkehren. Würde man das tun, so wäre das Spiel nicht mehr unterhaltend. Wollte man aber gar richtig zu denken versuchen, dann wäre es aus mit der Kraft der vor der Welt verborgenen Wissenschaft, die man doch nur geschenkt erhält, und die sich nur dann offenbart, wenn man mit dem bloßen Inhalt der Worte spielt. Würde jemand die mißtrauische Frage stellen, warum der Venusberg auf dem Daumenballen liegen muß, und ob man ihn nicht ebensogut gegen den Mondberg oder das Marstal vertauschen könne, so wäre das geradezu frevelhaft, denn dann fänden sich ja im Mondberg die Linien nicht, aus denen man zu erschließen vermag, ob jemand zu ernsten Neigungen fähig ist, oder ob er Herzen rein zum Vergnügen bricht, und im weiblichen Falle eine Abwechslung liebende Kokotte ist. Nein, man muß auch hier auf die Worte der Meister schwören, damit der rechte Sinn sich unbehindert einstellt. Der Ring- oder Sonnenfinger ist nun einmal in alter Zeit dazu ausersehen worden, daß man daran links den Verlobungsring und den goldenen Ehereifen rechts trägt. Damit hat man sich fraglos abzufinden. Warum das so ist, und ob es so sein muß, das sind abermals unschickliche, ja gefährliche Fragen, die zum Denken nötigen. Damit wird das erträumte System und in der Folge das Schwatzvergnügen der Gläubigen zerstört. Man frage sich einmal, ob es möglich ist, zu behaupten, ohne dabei Widerspruch und Unglauben hervorzurufen: ein großer, langer, kräftiger Daumen sei das Merkmal eines kleinlichen, beschränkten und schwächlichen Charakters.

Nein. Das ist Unsinn! Offenbar „verkehrt“! Erst umgekehrt wird ein echter chiromantischer Stiefel daraus. Wer einen großen, langen, kräftigen Daumen hat, muß ein bedeutender, ausdauernder, voraussehender und entschieden handelnder Charakter sein. Anders geht es eben nicht. Und dies verkünden denn auch in solchem Falle die Wahrsager aus der Hand. Die erste Deutung ist deshalb irrig, weil aus den Worten nicht geschlossen wurde, was sich aus ihnen „von selbst“ ergibt. So kann denn auch kein Mensch, der sich „an Worte hält“, behaupten, ein schmaler, kurzer, dünner Nagel, der obendrein blaß ist, ließe auf einen starken, schlanken, kräftigen, zu Gewalttätigkeiten geneigten Menschen schließen. Das Gegenteil muß richtig sein! Und so weissagt denn auch der Chirosoph und Chirolog; seine kindlich naive Weisheit und vermeintliche Logik beruhen auf dem sicheren Grund, die erläuternden Worte nie falsch zu wählen; er schließt deshalb auch so harmlos wie sicher: kurze, dicke, rote Nägel bedeuten geringen Verstand und sind das Zeichen des Jähzorns. Das ist klar.



Abb. 13. Die Bedeutung der Himmelsrichtungen in der Hand zur Wesensart und Charakterbestimmung.

Man teilt in dieser Wissenschaft die Finger auch nach ihren Gliedern ein, und zwar von der Handfläche aus in „Unten“, „Mitte“ und „Oben“. Ja, man teilt die Hand nach den Himmelsrichtungen ein und erschließt sogar noch mehr daraus (Abb. 13). Es muß doch so richtig sein! Man weiß doch sonst in der Welt genau, was Oben und Unten ist. Zwischendrin liegt doch die Mitte; sie muß zwischen

zwei Enden liegen, sonst könnte nicht die Rede davon sein. Also hat der Finger auch einen „Kopf", der muß doch „ganz einfach" oben sein; niemals ist ein Kopf unten; und einen „Bauch", denn der liegt doch immer in der Mitte. Hat nun jemand am Finger einen „langen, schmalen Kopf", so muß der Träger dieser Hand in seinem wirklichen Kopf, der oben das Gehirn enthält, „hell" sein. Ist der „Fingerkopf", das obere Glied, kurz und dick, wie sollte man da nicht behaupten, daß sein Besitzer ein beschränkter Dickschädel, ein Schafskopf sein muß? Ja, die Chiromantie ist eine lustige Wissenschaft, und der Geist dieser Kunst ist leicht zu fassen; darum wird sie auch gern von schlichten, einfachen alten Weiblein getrieben und mit umso mehr Erfolg, als sie sich dabei des Denkens enthalten, das aller Laster Anfang ist. Seit Adam und Eva den verbotenen Apfel verspeisten, ward ihnen Erkenntnis von Gut und Böse, und damit begann das gefährliche Denken, das immer verzweifelter ward, je weniger man den Worten traute.

Hören wir einen alten, erfahrenen Chiromanten, Christian Schalitz, der noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts über diese tiefsinnige Kunst an einer deutschen Universität als Professor vor seinen Hörern lehrte. Er schrieb: „Peters-Kreuze ×, Wartzen und andere garstige Merkmale in der Hand werden für böse Zeichen gehalten." Bei wem sie gefunden werden, der „geräth gar in Schimpf und Schande". Hat einer im Venusberg „verworrene Linien, die sich durchschneiden, da geht es schwer her, daß einer nicht sollte heimliche verbottene Liebes-Acten vornehmen. Viel' Striche darin deuten auch auf viel Abwechslung der Personen in puncto der Liebe. Wer es hergegen fein mäßig hat, der kann sich noch eher an einer verträglichen Ehefrau begnügen".

Man sollte es nicht für möglich halten, wozu ein paar kleine, kaum wahrnehmbare Fältchen in der Haut einen Menschen zu bestimmen vermögen. Schalitz sagt denn auch manch Merkwürdiges über die Venus- oder Lebenslinie, die er auch „Ehestands- oder Heuraths-Linie" nennt. Nach dem Wortaberglauben ist es von vornherein nicht zu bezweifeln, daß in Fällen, wo diese wichtige Linie schwach ist, wenig Hoffnung besteht, daß es zur Heirat kommt. So viel Verstand bewahrte sich Schalitz aber doch noch, daß er schrieb: „Wiewohl bey reichen Frauenzimmern der Handel gar geschwind angehet." Vortreffliche Weisheit! Geld und Gut triumphierten demnach auch über die Lehren der Chiromantie. Und je länger diese wichtige Linie ist, sagt Schalitz, „je reicher hoffet man die Ehe-Steuer oder das Heuraths-Gut". Mancher Mitgiftjäger wird betrogen worden sein, wenn er der Länge dieser vielversprechenden Linie in der Hand der Angebeteten mehr vertraute als den Worten vermögenskundiger Leute.

Ist diese Linie gespalten, so kann man sich leicht denken, welch trübe Aussichten für die Ehe daraus folgen; besonders dann, wenn dies bei Mann und Frau gleicherweise der Fall ist. „Wo sie aber gar zerrissen ist, da hat man eine gar unfriedliche Ehe zu bewahren. Wo aber zwei starke Heuraths-Linien gar zu nahe beisammenstehen, da gehet der erste Ehegatte zeitlich ab. Die Weiber sterben einem gern in sechs Wochen, und folget bald anderweitige Verehelichung darauff." Es gibt aber auch Linien, aus denen erschlossen werden kann, wie oft jemand heiratet. Ich kannte einen unverbesserlichen Junggesellen, der nach diesen „Zeichen" in seiner Hand nicht weniger als sieben Frauen zum Altar geführt haben müßte. Betrübend ist nach Schalitz eine besonders kleine Ehestandslinie, denn sie „bedeutet nur Spaß-Liebe".

Die Chiromantie vermag wahrhaftig viel. An kleinen Strichelchen im zweiten Glied des kleinen Fingers erkennen die in dieser Kunst Erfahrenen, ob eine Ehe mit Söhnen oder Töchtern gesegnet sein wird. Sind diese Strichelchen zart und klein, dann kommen die Kinder „gar nicht lebendig ans Tage-Licht, oder sterben bald in der Jugend vor den Eltern weg". Man kann leicht ermessen, daß die Dicke und Länge dieser Striche darauf schließen läßt, warum die Kinder gedeihen, wenn nur in ihren Händen keine bösen Zeichen zu finden sind. Es gibt aber auch solche Striche, die durchschnitten sind, und daraus folgt ein Unglück, nämlich uneheliche Kinder. Der brave Schalitz fügt hinzu: „doch ist kein Muß oder Zwang dabey, es kann vermieden werden". Sollte man daraus nicht den Schluß ziehen dürfen, daß man auch das Gefasel und Wortgeklingel der Chiromanten vermeiden könnte, und daß ihr armseliges Gesalbader ebenso gering zu werten ist wie die unrühmlichst bekannten Prophezeiungen aus dem Kaffeesatz?

Spanische Zigeunerinnen künden die Zukunft aus den Linien der Hand, und ganz besonders reich ist bei ihnen die Schicksalsdeutung aus den Strichelchen und Fältchen des kleinen Fingers entwickelt. Hierin übertreffen sie die kundigsten Chiromanten. Es gibt eine Redensart, die man da und dort noch anwendet, um die Überlegenheit eines Menschen über andere zu bezeichnen. Dann sagt man: „Er hat mehr Wissen im kleinen Finger als ein anderer im Kopf." Will jemand darauf anspielen, etwas auf geheime Weise erfahren zu haben, dann sagt man: „Mein kleiner Finger hat mir's gesagt." Im Märchen gilt der kleine Finger als der Schlaueste, er kann am tiefsten ins Ohr hineinkriechen und dort die geheimsten Dinge ausplaudern. Eine andere alte Redensart kennzeichnet den Un-

sinn der Wahrsagerei aus den Händen und Fingern vortrefflich. Soll ausgedrückt werden, daß etwas ausgeklügelt ist oder unwahre Behauptungen aus der Luft gegriffen sind, so sagt man: „Das hat er sich aus den Fingern gesogen."

Daß man auch aus der Form und Farbe der Fingernägel wahrzusagen vermag, mutet nach allem Bisherigen nicht mehr seltsam an. Weiße Flecken, Wölkchen, Punkte, Halbmonde oder „Sterne" in der Nagelmasse sind von günstiger Vorbedeutung. Auf den Faröerinseln nennt man diese weißen Male Nôrnaspôr = Nornenspuren. Die Nornen waren die alten Schicksalsgöttinnen. Muß da noch besonders gesagt werden, daß dunkle Fingernägelzeichen Unglück bedeuten? Dunkel und hell sind Gegensätze; man denke an gute Lichtgeister und böse Unterweltmächte. Im Volksmund heißt es, die Nägel „blühen". Da jeder Finger mit einem anderen Planeten verbunden ist, kann auch hier allerlei gefabelt und prophezeit werden. Die „magischen" Stirnfalten, die nach den sieben Planeten eingeteilt wurden, dienten in ähnlicher Weise zur Prophezeiung wie die Handlinien. Der gewissenhafte Chiromant verschaffte sich die beste Einsicht in das Dunkel der Zukunft, wenn er sämtliche Falten der Hände, der Füße und der Stirn genau betrachtete. Es würde endlos werden, auch darüber noch zu berichten. Auch aus diesem Kreis sind noch Redensarten erhalten. Wenn Gretchen im „Faust" über Mephisto urteilt: „Es steht ihm an der Stirn geschrieben, daß er mag keine Seele lieben", so deutet dies auf Kenntnis physiognomischer Ideen. An den Planeten Mars erinnert der Ausdruck „martialisch" für eine kräftige, kriegerische Gestalt; von Jupiter, dem eine der Stirnlinien zugedacht wurde, die „Linea Jovialis", stammt die Wesensbezeichnung jovialisch, jovial (fröhlich).

Die Beschäftigung mit dem Aberglauben der Vergangenheit findet sich heute in ganz Europa. In Paris hat sich der 1907 gestorbene N. Vaschide, dessen Fach pathologische Psychologie gewesen ist, mit den Prophezeiungen von über einem Dutzend Wahrsagerinnen und fast anderthalbhundert Versuchspersonen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters ernstlich befaßt. Er gelangte dabei zu dem Ergebnis: aus den Handlinien kann das Schicksal nicht gedeutet werden. Das ist nach den kindlichen Methoden der Chirologie nicht anders zu erwarten. Überraschen kann es auch nicht, daß die Wahrsagerinnen, wenn sie nur die Hände von Personen zu sehen bekamen, nicht einmal das Geschlecht und Alter daraus sicher bestimmen konnten. Noch schlechter aber fielen Proben aus, wenn ihnen Abdrücke oder Gipsabgüsse von Händen zur Beurteilung vorgelegt wurden.

Man wird gut daran tun, den wahren Sinn der Worte zu bedenken: „Jeder hat sein Schicksal in der Hand." Nicht in Form von Linien allerdings, die der Zufall formt, und woraus wortspielerische Zufallsbedeutungen erdichtet und ertüftelt werden, sondern als freie, sittlich handelnde Persönlichkeit, die jeden Fatalismus, jede „Bestimmung" ablehnt. Wie traurig, elend und erbärmlich wäre eine Welt und das Dasein des Menschen in ihr, wenn Hautfalten schicksalsbestimmend sein könnten.

Blatt- und blütenschöne Ampelpflanzen als Zimmerschmuck

Von Emil Sienapp / Mit 2 Bildern

Blumen- und Pflanzenschmuck machen eine Wohnung anheimelnd und behaglich. Besonders eigenartig und traulich wirken die Hängepflanzen in der Ampel oder auf Konsolen. Ihrem Aussehen nach unterscheidet man sie als blatt- oder blütenschöne Gewächse. Die brauchbarsten unter ihnen sind diejenigen, die mit kräftigem Wuchs einen dankbaren und üppigen Blumenflor verbinden, neben formen- und farbenschöner Beblätterung ein hübsches und dekorativ wirkendes Gehänge besitzen, keine besondere Pflege verlangen und selbst dann noch gedeihen und blühen, wenn sie inmitten des Zimmers dem Licht und Sonnenschein entrückt stehen und dadurch in den Lebensbedingungen beeinträchtigt werden. Erfahrung hat gelehrt, daß sich die Blattgewächse solchen ungünstigen Verhältnissen im allgemeinen besser anpassen und widerstandsfähiger sind, als Blütenpflanzen. Deshalb sind Blattgewächse beliebter.

Die älteste und verbreitetste Ampelpflanze ist wohl die im tropischen Brasilien beheimatete grünblättrige Ampeltüte oder Tradescantie (T r a d e s c a n t i a f l u m i n e n s i s), aus der im Laufe der Zeit eine ganze Reihe Nachzüchtungen mit grün- und weißgerandeten und gestreiften, gold-, rot- und silberngezeichneten Blättern hervorgegangen sind. Die Farbenzeichnungen entfalten sich aber nur da, wo den Pflanzen möglichst viel Luft, Sonne und die richtige Ernährung und Pflege geboten werden. Die Tradescantien sind winter- und sommergrün

und lassen sich aus abgeschnittenen Rankenstücken zu jeder Jahreszeit vermehren.

Eine andere Ampelpflanze ist der Wuchernde Steinbrech oder Judenbart (Saxifraga sarmentosa). Sie wurde Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus China bei uns eingeführt und ist zu Großmutters Zeiten am meisten in Ampeln gepflegt worden. Es ist ein in Wuchs, Blatt und Blüte gleich interessantes und charakteristisches Hängegewächs. Die zehn bis fünfzehn Zentimeter großen, langgestielten, in schirmartiger Stellung zu mehreren um die Wurzelkrone angeordneten, am Rande unregelmäßig ausgebuchteten, dicklichen Blätter sind unten braunrot, oben silbrig und dunkelgrün geadert und marmoriert; die hellen Strahlennerven treten scharf hervor. Die Blattstiele sind rötlich gefärbt und stark behaart. Die rosenfarbenen zierlichen Blüten erscheinen zumeist im Mai bis Juli. Nach Art der Erdbeeren treibt die Pflanze lange Ranken, an denen sich eine mehr oder weniger große Zahl Jungpflanzen bilden, die mit ihren bartartigen Luftwurzelgebilden dem ganzen Gehänge ein eigenartiges Aussehen geben. Für Nachzuchten werden diese Jungpflanzen von der Ranke abgeschnitten und wie andere Stecklinge weiter behandelt.

Von ähnlichem Aussehen sind die zur Gattung der Asklepiadeen gehörenden, mit über meterlangen, fadenförmig dünnen Ranken und kleinen herz- und rundförmigen Blättern silbergrauen und grünglänzenden Aussehens geschmückten Ceropegien. Die dekorativ schönste unter ihnen ist Ceropegia Woittii.

Von schnellem Wuchs und dabei doch anspruchslos in der Pflege ist der vor einigen Jahrzehnten aus Westafrika eingeführte Sprengers Zierspargel. Sein feingliedriges, mit zierlichen Blättern dicht besetztes Gezweig entwickelt

sich zu einem vollen, malerischen Behang außergewöhnlicher Länge, aus dem zur Blütezeit kleine weiße Sternblumen erscheinen.

Auch die ostindische Ampelfeige (Ficus radicans) prangt als Ampelpflanze in prächtigem Grün und voller, malerisch und langhängender Berankung. Dasselbe gilt von der im Wuchs allerdings schwächeren und kleinblättrigen Art Minima stipulata. Beide Pflanzen haben immergrüne Belaubung und müssen zur Vermeidung von Staubablagerungen auf den etwas rauhen Blättern zur Erhaltung eines frischgrünen Aussehens recht häufig abgespritzt oder abgebraust werden; auch für ausgiebige Bewässerung während der Sommermonate sind sie dankbar. Ähnliches gilt von den dickfleischigen Pfefferpflanzen (Piper Bettle) und der Pothuspflanze (Pothos aurea); beide haben lederartige, glänzende Blätter von lanzettlich zugespitzter beziehentlich langovaler Form, bilden kräftiges, schweres Gerank und werden von Ungeziefer fast nicht belästigt.

Von auffallend malerischem Wuchs mit zierlicher, langer Berankung ist der australische Hornklee (Lotus peliorrhynchus), auch unter dem Namen Pedrosia Berthelot bekannt. Seine zierspargelähnliche Beblätterung ist graugrün, zu welcher die im Herbste erscheinenden orangefarbenen Blumen in hübscher Farbenwirkung stehen.

Mit hübschen weißbunten Blättern an langen Ranken schmückt sich die buntblättrige Form des wildwachsenden grünblättrigen Gundermann (Glechoma hederacea). Diese Pflanze wirkt insbesondere im Sommer hübsch; im Winter geht sie im Wachstum zurück. Dasselbe gilt von dem goldbuntblättrigen biegsamen Geißblatt. Auch das grün- und buntblättrige Sinn- oder

Immergrün gehören hierher. Die dekorative Wirkung des Gerankes der dauerhaften Pflanze wird noch wesentlich durch die den ganzen Sommer und teils auch im Winter erscheinenden ziemlich großen, blauen Blumen erhöht.

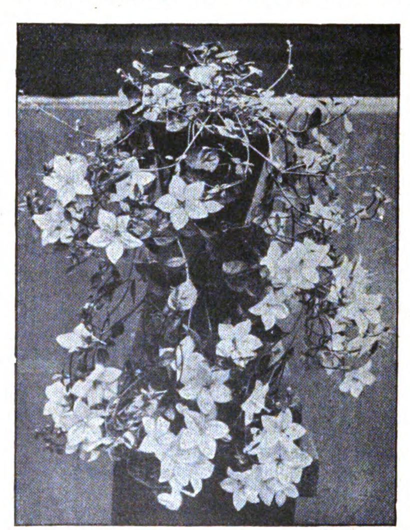


E. Gienapp.

Weißblühende Hängeglockenblume.

In der Ampel wirken besonders schön die hängewüchsigen Campanula oder Glockenblumen, so namentlich die Gleichfarbige Glockenblume (Campanula isophylla), die in einer weiß- und blaublühenden Art kultiviert wird, und Mays Glockenblume (Campanula Mayi coerulea), mit mehr graugrüner

Belaubung und reichem, lilafarbenen, glockigen Blumenflor. Beide dürfen als die schönsten blühenden Hängepflanzen gelten. Leider sind sie in der Kultur empfindlich, namentlich gegen übermäßiges Gießen, wodurch leicht Wurzelfäule eintritt, woran sonst kräftige Pflanzen in kurzer Zeit zugrunde gehen. Als ausgesprochene Sonnenpflanzen dürfen sie nicht im Schatten stehen.



E. Gienapp.

Blaublühende Hängeglockenblume.

Von eigenartiger Schönheit ist der Schlangen- oder Hängekaktus (Cereus flagelliformis); namentlich dann, wenn an seinen dicken, walzigen Gliedern blaue Blüten erscheinen.

Von hübschem Aussehen sind die verschiedenen grasblättrigen Hängepflanzen, wie das kraftvoll wachsende grün- und buntblättrige Liliengrün (Phalangium), die australische Ampelhirse (Oplismenus oder Panicum plicatum fol. var.) und das weiß- und gelbbunte hängende Bandgras. Ihre Belaubungsfarbe wirkt umso hübscher, je mehr Sonne und Licht die Pflanzen erhalten. Als Ampelpflanzen schwächeren Wuchses und bescheidener Wirkung seien noch die kleinrankigen Glockenblumen (Campanula fra-

gilis und C. garganica), die beide wegen ihres hübschen Aussehens im Schmucke ihrer blauen oder weißen Blüten gerne gehegt und gepflegt werden, sowie der zierblättrige Wein (Vitis elegantissima), die sperrwüchsige, mit kleinen, dunkelgrünen, lederigen Blättern dicht besetzte Mühlenbeckie, die grün- und buntblättrige Siebolds Fetthenne (Sedum Sieboldii) und die mit kleinen, walzigen Blättern und hübschen gelben Blumen geschmückte Schleierblume Othonna (Othonna crassifolia).

Alle vorgenannten Ampelgewächse verbinden mit gesundem Wuchs formen- und farbenschöne Belaubung und bilden ein hübsches und teils sperrig-malerisch entwickeltes, teils sich streng gleichmäßig aufbauendes Gehänge, erfordern keine besondere und schwierige Kulturpflege und kommen unter normalen Verhältnissen überall gut fort. Voraussetzung hierfür ist, daß es den Pflanzen nicht an Nahrung gebricht und das Gießen richtig erfolgt. Wegen ihrer reichen und teils massigen Berankung und Beblätterung verlangen Ampelpflanzen im allgemeinen kräftigere Ernährung und reichlichere Bewässerung als andere Topfpflanzen. Auch ein Verpflanzen ist häufiger erforderlich; grundsätzlich sollte es jährlich einmal mit dem Beginn der Wachstumsperiode, also im Frühling, vorgenommen werden.

Sechsundsechzig im Kittchen

Humoreske von Adolf Thiele

Der Gefängniswärter Schmöckel schnupfte einmal, um seinen Verstand zu schärfen; dann schlich er den Gang entlang, der zu der größten seiner Zellen führte. Leise schob er den Verschluß des Guckfensterchens beiseite und spähte in die Zelle. Das Blut stieg ihm in den Kopf vor Ärger. Da hockten die drei Kerle, die er wegen Mangel an Platz hier zusammengesteckt hatte, und kloppten Karte.

Die Zornader schwoll dem Wärter bedenklich an. Das war denn doch zu stark. Dazu sitzt man doch nicht im Gefängnis oder — in der Sprache der Fachleute — im Kittchen, um Sechsundsechzig zu spielen.

„Verdammte Kerls!" murmelte er erbost. „Na, ich will noch mal alles durchsuchen; einmal muß ich die Karten doch erwischen."

Er steckte den Schlüssel ins Loch, doch ehe er aufschloß, schaute er schnell noch mal durchs Guckfenster. Die Karten waren verschwunden und die drei Häftlinge saßen ruhig da.

Ärgerlich schloß er die Tür auf und rief: „Ihr habt wieder Karte gespielt!"

„Aber Herr Kastellan," rief Jakob, „so was gibt's hier doch nicht."

„Wo sollten wir denn Karten herkriegen?" sagte Multerer harmlos.

Nun mußte jeder die Taschen umwenden; Schmöckel befühlte die Kleidungsstücke und stellte die Männer einzeln, damit sie einander nicht das Kartenspiel zustecken konnten. Aber er fand nichts.

Die drei Burschen waren so schlau, ihren Triumph zu verbergen, als der Gefängniswärter ärgerlich die Zelle wieder verließ.

„Den Kaffer hätten wir wieder mal belummert,“ sagte Huckel, als der Wärter auf dem Gange davonschritt.

„Wenn man's versteht, kann man sie alle bemeiern, sogar die Polizeihunde. Jawohl. Paßt mal auf. Da hatte ich 'mal was gedreht, es war auf dem Lande, aber nahe bei der Stadt, und ich mußte weit gehen. Daß sie mit dem Polizeihund suchen würden, dachte ich mir vorher. Nun zog ich alte Lumpen an und meine gute Kluft versteckte ich in einem Busche, und die hatte ich gründlich mit so 'nem Wohlgeruch aus dem Automaten mit Veilchenduft vollgespritzt. Da zog ich mich neu an und verduftete. Nachher las ich die Geschichte in der Zeitung, der Hund war gut gegangen bis an den Busch. Da fand er mein Gelump, und dann war's alle.“

„Man lernt doch immer was Neues unter Kollegen!“ lobte Jakob.

Als sie sich genug unterhalten hatten, begannen sie ein neues Spielchen.

Schmöckel schlich wieder ans Guckloch, trat rasch ein, und die Karten waren wieder verschwunden.

Noch genauer untersuchte er diesmal die drei Kerle, alle Taschen wurden umgedreht, jeder Winkel durchforscht, aber es fand sich nichts. Unbegreiflich!

Der beharrliche Gefängniswärter lauschte und untersuchte immer von neuem, aber es glückte ihm nie, die Karten zu erwischen.

Da wurde Jakob endlich in eine andere Zelle gebracht und die beiden anderen saßen traurig da.

„Eins tröstet einen doch,“ sagte Huckel, „wie wir dem Amtsschauter den Schabernack mit der Karte gespielt

haben. Der Jakob war doch ein verteufelt geschickter Taschendieb."

„Jawohl," erwiderte Multerer schmunzelnd, „wie er allemal dem Amtsschauter, wenn der uns untersuchte, die Karten hinten in die Rocktasche gesteckt hat. Das soll ihm einer nachmachen."

„Ja, die Geschicklichkeit kommt von der Übung," sagte Huckel nachdenklich. „Ich sehe ihn noch vor mir, wie er sie ihm immer wieder 'rausholte, eh' er hinausging."

„Wir könnten's nicht!" meinte Multerer bescheiden. Und Huckel brummte vor sich hin: „Ja, ja, das sind Gaben, das sind Gaben."

Verhütung und Behandlung von Krampfadern

Von Dr. Thraenhart.

Das unermüdlich Tag und Nacht arbeitende Herz treibt das Blut in den Schlag- oder Pulsadern (Arterien) durch den ganzen Körper bis in die Finger- und Zehenspitzen. Der Rückfluß des sauerstoffarm gewordenen Blutes in den Blutadern (Venen) geschieht zum großen Teil passiv dadurch, daß in den Gefäßen durch Muskeldruck das Blut weitergeschoben wird. Ventile bewirken, daß dieser Blutstrom nur nach der Richtung zum Herzen hin verläuft und nicht wieder zurückfließen kann. In den unteren Gliedmaßen wirkt nun die Schwerkraft der Flüssigkeitsäule beträchtlich hindernd auf den Lauf nach oben ein, so daß bisweilen Stauungen und Ausdehnungen der Gefäßwände eintreten, die zu blauen geschlängelten Strängen anschwellen und als „Krampfadern" durch die Haut der Beine hindurchscheinen. Die Blutstauung führt bald auch zu mangelhafter Ernährung der Muskeln und Nerven: es entstehen dadurch bisweilen Krämpfe in den Beinen; jedoch spricht man von „Krampfadern" ganz allgemein, auch wenn keine Krämpfe damit verbunden sind.

Am häufigsten findet sich dies Leiden bei Personen, die viel und anhaltend stehen müssen (ständiger Druck der ganzen Blutsäule), sowie bei solchen, die enge Strumpfbänder tragen, welche natürlich die Stauung vermehren.

Auch nach mehrfachen Geburten entstehen leicht solche Anschwellungen der Blutadern in den Beinen, weil infolge des monatelangen Druckes im Unterleib der freie

Abfluß des Blutes fortwährend gehemmt wird, wodurch die ständig erweiterten Gefäße ihre Elastizität, ihre Zusammenziehungsfähigkeit mit der Zeit einbüßen. Bei Männern kann dieser schädliche Druck hervorgerufen werden durch einen Fettbauch.

Bisweilen bilden sich in den Krampfadern harte, rundliche Körper, sogenannte Venensteine, die aus verkalkten Faserstoffgerinnseln bestehen.

Eine Rückbildung der Krampfadern erzielt man am besten auf folgende Weise. Nachts Hochlagerung der Beine durch untergelegte Kissen oder indem man unter die hinteren Bettfüße Holzklötzchen von etwa zwanzig Zentimeter Höhe stellt. Morgens noch im Bett wird der Unterschenkel von der Fußspitze an mit einer Rollbinde, sogenannter Trikotschlauchbinde, umwickelt. Diese Einwicklung muß man sich vom Arzt zeigen lassen und dann stets gewissenhaft vornehmen, sonst schadet sie mehr als sie nützt. Zu vermeiden ist anhaltendes Stehen, während täglich regelmäßiges Gehen den Blutumlauf günstig fördert. Besonders bewährt haben sich langdauernde Teilsonnenbäder der Beine. Deren sichtbare Heilkraft bewies Professor Dr. Jäger („Wolljäger") an sich selbst. Als er die strumpflosen, nur mit Sandalen bekleideten Füße wochenlang den Sonnenstrahlen ausgesetzt hatte, waren alle Krampfadern verschwunden, nur unter dem daumenbreiten Lederriemen der Sandalen, wo die Sonne nicht einwirken konnte, waren sie noch vorhanden. Aber auch hier verschwanden sie allmählich, als die Füße ganz unbekleidet der Sonne ausgesetzt wurden. Im Winter stehen im Quarzlicht, der „künstlichen Höhensonne", Heilkräfte zur Verfügung.

Blutadern befinden sich nicht nur dicht unter der Haut, sondern reichlich auch im Innern des Beines, wo die

Möglichkeit der Anschwellung und Erweiterung derselben gering ist. Da diese die Arbeit der Außenadern zur Not mit übernehmen können, empfiehlt man Gummistrümpfe und ähnliche Bandagen, die durch Einschnürung den Blutumlauf aus den Außen- ganz nach den Innenadern verlegen sollen. Der Chirurg erzielt dasselbe durch einen Spiralschnitt rings um den Unterschenkel, womit er die Hautgefäße durchschneidet, dann unterbindet und so den Blutkreislauf nach innen verlegt. In neuerer Zeit erreicht man dies in einfacher Weise unblutig, indem man das Blut in den äußeren Adern durch chemische Stoffe zum Gerinnen bringt. Auf diese Weise sollen schon viele erfolgreich behandelt worden sein.

Die Krampfadern verursachen oft beträchtliche Schmerzen, besonders wenn sie große Knoten bilden und sich durch Druck oder Reibung entzünden. Auch können sie bersten und bedenkliche Blutungen bewirken. In diesem Falle lagere man sofort das Bein hoch, drücke den Finger fest auf die Ader, und zwar auf die blutende Stelle, sowie dicht unterhalb derselben. Oberhalb der Wunde darf kein Druck bei Blutadern (Venen) ausgeübt werden, im Gegensatz zu den Pulsaderblutungen. Daher kommt es, daß ein Strumpfband eine Krampfaderblutung verstärkt, weil das zum Herzen zurückstrebende Venenblut in seinem Rücklauf gehemmt wird und desto reichlicher aus dem geplatzten Aderknoten herausfließt. Es muß daher für Entfernung jeder oberen Einengung gesorgt werden. Auch kann man versuchen, die Blutung vorläufig bis zur Ankunft des Arztes durch einen Druckverband zurückzuhalten.

Die schlechte Blutversorgung verursacht weiterhin Hautleiden hartnäckiger Art. Zum Teil sehen sie wie die gewöhnlichen trockenen oder nässenden Flechten aus.

Häufig aber kommt es zu den gefürchteten Unterschenkelgeschwüren. Die Behandlung derselben ist langwierig und besteht hauptsächlich in Bettruhe, Hochlagerung und Druckverband. Abwechselnd wendet man auch an: Wicklungen mit Lehm, Ton oder nur Wasser, unterbrochen von heißen Kompressen und Andampfungen. Stets muß ein Arzt die geeignetste Behandlung in die Wege leiten und später nötigenfalls eine Operation vornehmen.

In den entzündeten Venen bilden sich auch feste Blut- und Faserstoffgerinnsel, die entweder nach Ablauf der Entzündung wieder aufgesaugt werden oder einen Verschluß der erkrankten Blutader bewirken. Bei unzweckmäßigem Verhalten können diese eitrigen Blutgerinnsel zerbröckeln, durch eine zufällige Bewegung in den Blutstrom gelangen und hier schweres Unheil anstiften: sie können vom Blute beispielsweise in die Lungenarterien verschleppt werden und dort Lungenentzündung erzeugen, oder ins Herz oder Gehirn kommen und lebensgefährlich wirken. Daher muß jede Geschwürsbildung gleich von Anfang an mit größter Sorgfalt und Schonung behandelt werden; der Kranke soll Bettruhe innehalten, bis die Entzündung geheilt ist. Die bei gewöhnlichen Krampfadern öfter angewandte Massage muß bei Geschwüren unterbleiben.

Leider herrscht vielfach der unsinnige Glaube, man dürfe Beingeschwüre nicht „unterdrücken", weil durch sie „schlechte Säfte" den Körper verlassen, die sonst andere Organe schwer schädigen würden. Allerdings ist es nachteilig, das Hautloch äußerlich zu heilen, so lange im Innern die Blutstauung fortdauert und sich weiter zersetzende und eiternde Stoffe bilden, die dann den Körper verseuchen. Man muß eben zugleich die Ursache des Leidens mit allen wirksamen Mitteln bekämpfen. Alle den

unteren Körperteil durch Rockbänder und dergleichen beengenden Kleidungsstücke, besonders auch die festen Strumpfbänder, sind gänzlich zu meiden. Sorgfältige Regelung eines stets leichten Stuhlgangs ist von großer Bedeutung, denn größere oder harte Speisemassen üben dauernd einen schädlichen Druck auf das dortige innere Gefäßsystem (Pfortadersystem) aus und bewirken nach unten Stauungen. Besonders wirksam zur Heilung und Vorbeugung von Krampfadern ist regelmäßiges, langsames Tiefatmen, wobei auch der Unterleib beim Einatmen weit vorgewölbt und beim Ausatmen tief eingezogen werden muß. Dies mächtige Heben und Senken des Zwerchfells bei solchen recht tiefen Atmungen (täglich viermal je zwanzig Atmungen) hat ein kräftiges Auspumpen des venösen Blutes aus den unteren Körperteilen zur Folge. Dazu kommt noch die dabei wirksame ganz gewaltige Saug- und Pumpkraft der Lungen: horcht man dabei mit einem ärztlichen Hörrohr an der Oberschenkelader, so vernimmt man deutlich das Rauschen des Blutstromes. Mögen alle sich dies vorzügliche Mittel zur Beseitigung und Verhütung von Krampfadern fleißig zunutze machen. Vorteilhaft ist auch häufiges Schwimmen, welches den Blutumlauf noch durch Muskeldruck in den Beinen sehr günstig fördert.

Japanische Ringkämpfer

Von Dagobert Winter / Mit 3 Bildern

Die Ringkämpfer in Japan tragen noch heute auf ihren Köpfen die alte Magefrisur, die man sonst überall aufgegeben hat, seit die Europäisierung mit den Trachten und Moden aufgeräumt hat. Die Regeln und Gesetze der Ringergilde, die seit alter Zeit bestehen, sind unverändert geblieben, trotz der Neuerungsucht, die ganz Japan ergriffen. Die Ringkämpfer waren einst von den Daimios fest angestellt und beschäftigt; heute erwerben sie sich ihren Unterhalt im berufsmäßigen Kampf gleich den Sportleuten Europas.

Trommelschlag ertönt zu Tokio am Tempel Yakoin, nahe der Brücke Riogoku. Seit der Morgendämmerung trommeln hier die Tamboure, und sie hören erst auf, wenn das Schauspiel des Tages zu Ende gegangen ist. Die Liebhaber des Ringkampfes verzichten nicht nur auf den Schlaf, sie nehmen auch kein Frühstück, um nur ja zeitig genug zu kommen und sich einen guten Platz zu sichern. Die Trommelwirbel sind nicht der Laune des Tambours anheimgestellt; es gibt dafür einen seit Jahrhunderten feststehenden Rhythmus. Während der Saison rührt man in den Straßen allabendlich die Trommeln, zum Zeichen, daß am nächsten Tage Kämpfe stattfinden. Um keinen Preis würde ein Liebhaber die Homba Sumo versäumen, die feierliche Veranstaltung, die zweimal im Jahre, im Mai und im November, im Tempel Yakoin, nahe der Brücke Riogoku, stattfindet.

Der Rang eines Ringers innerhalb seiner Standesgenossen hängt davon ab, welchen Erfolg er an einem

der großen Festtage zu erringen vermag. Triumph oder Niederlage bei diesen Kämpfen entscheiden über sein Geschick. Da zwei Vorstellungen im Jahre, von denen jede zehn Tage währt, nicht genügen würden, um diesen Leuten für den Rest des Jahres ihren Lebensunterhalt zu verschaffen, so teilen sie sich nach dem Schluß des Festes in Gruppen, die nun in der Provinz auftreten. Dort kann ein Ringkämpfer unterliegen; das schadet seinem Ansehen nicht.

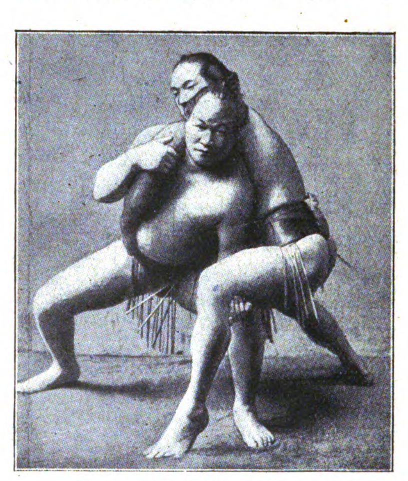


Ein japanischer Ringer alten Stils im Prunkgewande. Er ist 190 Zentimeter groß und 254 Pfund schwer. Von Kindheit an trainiert.

Das Fest beginnt stets in aller Frühe; aber vormittags sieht man nur untergeordnete Ringer. Erst am Nachmittag erwartet die Menge das Auftreten bekannter Ringer. Zur Zeit der großen Veranstaltungen strömt über die Brücke Riogoku ein schier endloser Menschenstrom zum Tempel Yakoin. Hat man die Brücke überschritten, so erblickt man farbige Banner, auf denen die Namen der Kämpfer stehen. Eine ungeheure, lärmende Menge drängt sich in den Raum, in dessen Mitte sich die Arena befindet, und allmählich füllen sich auf allen Seiten die

Sitzreihen. Ein Dach schützt die Ringer, während die Zuschauer teilweise ohne Schutz vor dem Regen sind; deshalb finden die Kämpfe nicht während der Regenzeit statt.

Die Arena — Dohyo genannt — ist kreisrund und hat einen Durchmesser von viereinhalb Meter; an ihren vier Ecken ragen mit weißen und orangefarbenen Stoffen dekorierte Holzpfeiler empor. In früherer Zeit war der östlich gerichtete Pfeiler in grünen Stoff gehüllt, der westliche in weißen, der Südpfeiler prangte in Rot und der Nordpfeiler in Schwarz; diese vier Pfeiler symbolisierten die Jahreszeiten. Zwei saubere, mit frischem Wasser angefüllte Holzkübel befinden sich beim Ost- und Westpfeiler.



Japanische Berufsringer.

Unter pompösen Zeremonien marschieren alle Teilnehmer an den Ringkämpfen ein. Ihr gesticktes Schurzfell ausgenommen, sind sie nackt. Nur der Meisterringer, der eine zu bedeutende Persönlichkeit ist, um sich mit der Masse zur Schau zu stellen, bleibt zurück. Er kommt allein, begleitet von zwei Herolden, von denen einer einen Säbel trägt. Nach dem Vorbeimarsch schlagen die Ringer dreimal zugleich auf den Fußboden, strecken dann die Arme aus und klatschen zweimal in die Hände. Dann ziehen sie sich zurück.

Der Herold hat mit lauter Stimme die Kämpfer Higaschi Konischiki und Nischi Hoo — das sind: der vom Osten und der vom Westen kommt — angekündigt. Nach diesem Ruf erscheinen die Athleten, von den Anwesenden



Japanischer Ringkampf in neuester Zeit.

laut begrüßt. Während des Kampfes feuert die Menge ihre Lieblinge durch Zeichen und Schreien an, und so groß wird oft die Erregung, daß die Zuschauer häufig ihre Nachbarn anpacken.

Hat einer der Ringer den andern überwältigt, dann steigert sich die Leidenschaft der Masse ins Phantastische.

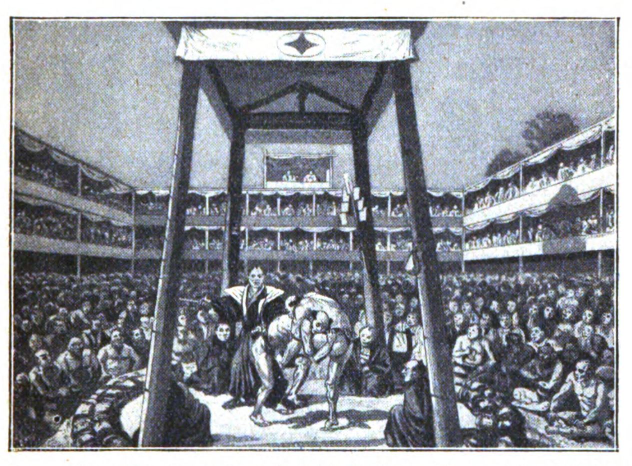
Sie werfen dem Triumphator Tabakbeutel, Kleider, Brieftaschen, alles, was sie gerade zu fassen bekommen, zu. Ja, es geschieht nicht selten, daß ein Begeisterter, der nichts mehr zu opfern hat, den Hut oder Fächer seines Nachbarn ergreift und sie dem Bejubelten zuwirft. Nach dem Ende der Vorstellung kann man jedoch all diese Dinge gegen eine gewisse Summe, gewöhnlich für das Stück ein Yen — etwa zwei Mark — wieder auslösen. Gewettet wird bei diesen Anlässen leidenschaftlich, doch geschieht dies insgeheim, da es gesetzlich verboten ist.

Die Kämpfe folgen sich den ganzen Tag, während das Interesse von Minute zu Minute wächst, bis man endlich den entscheidenden Match zwischen dem Meister und dem, der ihn aus dieser Würde zu verdrängen strebt, ankündigt.

Der Meister ist prächtig gekleidet und tritt in würdevoller Zuversicht auf. Die Gegner schreiten zur Arena und nehmen dort aus den Kübeln einen Schluck frisches Wasser, womit sie sich den Mund ausspülen. Darauf knien sie, mit den verschlungenen Händen den Boden berührend, auf Armeslänge voneinander entfernt nieder, bereit, beim ersten Zeichen aufzuspringen. Der Schiedsrichter steht zwischen ihnen. Den Fächer hebend, gibt er das Zeichen zum Angriff, und die Gegner stürzen aufeinander los.

Es gibt bei diesen Festen eine Klasse von Leuten, die eine nicht weniger wichtige Stellung wie die Ringer einnehmen. Das sind die Giojis, die Schiedsrichter. Durch langjährige Studien unter den Toshiyoris oder Ehrenringern haben sie das Spiel in all seinen Eigentümlichkeiten kennen und beurteilen gelernt. Die beiden alten Familien Kimura und Yoschide sind seit Genera-

tionen als Schiedsrichter berühmt, und ihre Vertreter stehen den berühmtesten Ringkämpfern an Ansehen gleich. Die vier Ehrenringer — Toshiyori — sitzen an den vier Ecken der Arena; sie haben die Ausbildung der sich vorbereitenden Kämpfer zu leiten. In einer Versammlung, die im Januar stattfindet, wählen sie aus



Japanischer Ringkampf vor fünfzig Jahren. An den vier Pfählen sitzen die Richter. Die Ringer versuchen sich gegenseitig aus dem Kreis von etwa fünf Meter hinauszudrängen.

ihrer Mitte die Präsidenten der Korporation. Wie überall spielt auch dabei Geld seine unheilvolle Rolle. Die Ringer sind Kaufleute geworden, und man behauptet sogar, daß die Würde des Ehrenringers wiederholt dem Meistbietenden übertragen worden sei. Ihr Gesetzbuch enthält strenge Bestimmungen, und die Übertretung einer einzigen genügt, um einen Sieg ungültig zu machen. Beispielsweise muß ein Neuling barfuß die Arena be-

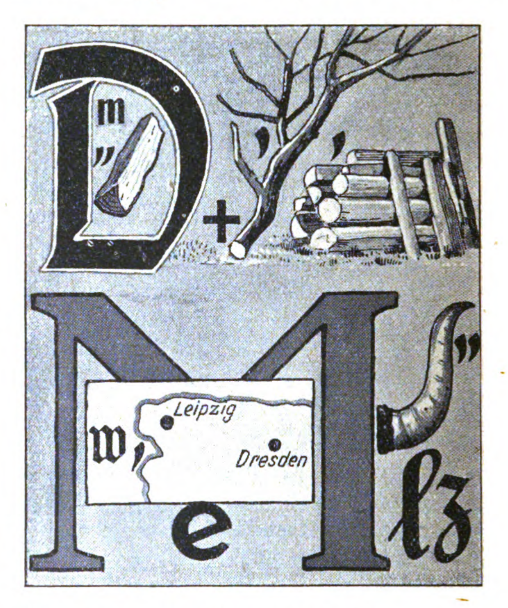
treten; nach einigen Fortschritten erlaubt man ihm Strümpfe, und, zu Ehren gelangt, darf er endlich auch Sandalen tragen. Drei Schiedsrichter von höchstem Range urteilen nur über die Kämpfe von Ringern, die ihnen im Range gleich stehen; jeder von ihnen trägt eine Gumbai, einen Holzfächer, wie er früher den kommandierenden Generalen zukam. Dieser Fächer ist mit den Bildern des Monds und der Sonne verziert; am Griff befindet sich eine seidene Quaste, die aber nur bei zwei Richtern, den vornehmsten der Gilde, rot sein darf. Der Schiedsrichter beobachtet unausgesetzt die Kämpfenden und macht sie zuweilen auf Fehler und drohende Gefahren aufmerksam. Ist der Kampf beendet, so bezeichnet der Richter den Sieger durch Berührung mit dem Fächer.

Die Ringergilde umfaßt außer dem Champion die einen Rang bildenden drei besten Ringer der ersten Klasse; sodann eine erste bis fünfte Klasse. Um in eine höhere Klasse aufzusteigen, muß man vier von fünf Kämpfern überwunden haben. Jeder Ringer schuldet den Kämpfern der höheren Klasse Achtung und Gehorsam. Die Mitglieder der letzten Klassen von der dritten abwärts haben kein Anrecht auf seidene Gewänder.

Erst nachdem in mehreren Jahren die Ausbildung abgeschlossen ist, erlaubt man den Neulingen den Zutritt zur Arena. Es gibt eine Art Schule, auf der die zukünftigen Ringer ihre Fähigkeiten erwerben. Man lehrt den Neuling Kaltblütigkeit bewahren, ohne die er nie imstande wäre, einen Sieg zu erringen. Ist sein Können bis zu einem gewissen Grade vollendet, so erlaubt man ihm, mit einem der Anfänger zu kämpfen. Zwei Erfolge über zwei verschiedene Gegner berechtigen ihn, seinen Namen mit einem Stern zu bezeichnen. Erleidet er

vier Tage lang keine Niederlage, so gelangt er unter die, deren Namen auf den Programmen aufgezählt werden. Die Liste, die die Namen aller Ringer enthält, wurde zum ersten Male von einem Tokianer Kaufmann gedruckt, und seine Nachkommen besitzen heute noch das Monopol dieses Druckes.

Unser zweites Preisrätsel



Wir bitten unsere Leser, die auf der zweiten Anzeigenseite vor dem Text dieses Bandes befindlichen Mitteilungen über die Bestimmungen für die Einsendung der Lösung unserer Preisrätsel und die Zuteilung der Preise sowie die Ankündigung im 1. Band dieses Jahrganges beachten zu wollen

Mannigfaltiges

Schlagworte der Bühne

Wenn Theaterleute von einem Reitstall oder einem Nudelbrett reden, so meinen sie damit im ersten Fall eine Bühne von so ungeheuren Dimensionen, daß sich die Schauspieler darauf wie im Sande zu verkrümeln scheinen; und „Nudelbrett“ ist, im Gegensatz dazu, eine kleine Bühne, auf der die Darsteller „weder gehen noch stehen“ können. Manchmal wird für die „Bretter, die die Welt bedeuten“, auch der Ausdruck „Präsentierteller“ gebraucht. Diese und andere Bezeichnungen gehören zum eisernen Bestande der Bühnenleute, es sind Schlagworte der Bühne, welche mit einem Ausdruck Objekt oder Sachlage dem Eingeweihten verständlich machen, und beim Theater gibt es, wie in jedem anderen Beruf, nicht wenige solcher Bezeichnungen. So war früher der Ausdruck „Genossenschaftsrevolver“ vielfach üblich, man bezeichnete damit begeisterte Genossenschaftler, welche, um der Vereinigung besondere Spenden zuzuführen, ihrer Umgebung bei jeder Gelegenheit „die Pistole auf die Brust setzten“. Um für diese Zwecke Geld zu erlangen, verborgten solche eifrige Mitglieder Schminke, Zeitungen und Spiegel. Ja, sie traten für Geld sogar Rollen ab; man mußte aber dafür mit einem Scherflein für die 1872 noch in den Kinderschuhen steckende — „Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger“ herausrücken, das dann sofort eingesandt wurde. Für sich selbst wollte der „Genossenschaftsrevolver“ nichts haben, für die Genossenschaft wäre er zu allem möglichen fähig gewesen, auch wenn es nur zwei gute Groschen einbrachte. Zu jener Zeit gab es auch noch die „Brunnenvergifter“, die heute Charakterspieler heißen, und die „Mätzchenmacher“, ein Ausdruck, der die damit gemeinten, die Komiker, zur sinnlosen Wut bringen konnte, da „Mätzchen machen“, das heißt seine Rolle durch allerhand komisch sein sollende Zutaten auszuschmücken, für im äußersten Grade unwürdig galt. Der Direktor, welcher früher überall „der Alte“ hieß, wird jetzt „Talent-

pächter“ genannt. Gleichfalls neu ist die Bezeichnung „Stallwacheregisseur“, es wird damit — halb verächtlich — ein Regisseur gemeint, der die von einem anderen inszenierte Vorstellung bei Wiederholungen abends zu leiten (richtiger zu überwachen), selber jedoch nichts anzuordnen hat, eine wenig beneidenswerte Stellung.

Schriftsteller, die aus irgendeinem Grunde aufgeführt werden müssen — es gibt nämlich auch solche —, deren Stücke aber vom Publikum nicht besucht werden, nennt man „Hausleerer“.

Eine „Goldgrube“ ist, wie leicht zu erraten, ein Theater, in dem der Direktor große Einnahmen erzielt; sind dieselben nur klein oder bleiben sie ganz aus, so wird eine „Pleitebude“ und schließlich ein „Erbbegräbnis“ daraus, und ist eine Bühne erst einmal als solches verrufen, findet sie schwer Mitglieder.

Schauspieler, die in ihrer Jugend durch Protektion oder vielleicht auch ihrer großen Figur halber an irgendeinem kleinen Hoftheater auf kurze Zeit engagiert waren, sich dort aber nicht halten konnten und nun — bei kleinen Bühnen beschäftigt — fortwährend von ihrer Hoftheaterzeit erzählen, sind die sogenannten „Heldenstatisten“, da ihre Haupttätigkeit an dem Hoftheater ja nur im Statieren als Ritter, Begleiter oder dergleichen bestand, wie die „alten Theaterhasen“, die bemoosten Häupter der Bühne, den „jungen Achern“, den Theateranfängern, klarzumachen bestrebt sind. Alles, was zum „Bau“, zum Theater, gehört, mit alleiniger Ausnahme der „Seelenverkäufer“, der Agenten, wird mit dem Kollektivnamen „Schminke“ bezeichnet; dies gilt sowohl für große wie kleine Bühnen, von welch letzteren die kleinsten „Schmiere“, die allerkleinsten aber „Meerschweinchen“ genannt werden; ihre Blütezeit ist aber jetzt schon fast vorüber, und schwerlich dürfte es heute noch eine Direktorin geben wie jene, bei der ich vor Zeiten einmal kurze Zeit mimte, und die jedem zu sagen pflegte: „Kindchen, Kindchen, auf pünktlich Gagezahlen kann ich mich nicht einlassen!“ Und sie ließ sich auch nicht darauf ein.

Fast jedes Bühnenmitglied, das abends nach der Vorstellung das Theater verläßt, studiert vorher noch den an der Wand befestigten „Speisezettel“, das Verzeichnis der in nächster Zeit zur Aufführung kommenden Stücke, und jeder ärgert sich dabei; der

eine, weil er zu tun hat und lieber frei sein möchte, der andere, weil er frei ist und lieber in dem und dem Stück die und die Rolle spielen würde, oder weil statt zugkräftiger Novitäten lauter alte „Schmarren" in Aussicht stehen, welche der dritte freilich mit Kennermiene für „richtige Reißer" erklärt, Stücke, die das Publikum nur so ins Theater reißen.

Es gibt neben diesen harmlosen auch sehr billige Schlagworte der Bühne; so hieß ein bekannter und berühmter älterer Schauspieler beim Theater nur der „Mauernweiler", weil die vor seinem Auftreten — er gastierte nur noch — massenhaft in den Blättern erscheinenden Vornotizen meist mit den Worten begannen: „Seit gestern weilt N. N. in unseren Mauern". Und ein anderer schon verstorbener bekannter und beliebter Künstler, der sich einige Zeit hindurch der Freundschaft eines regierenden Herrn erfreuen durfte, hieß nach dem Tode desselben nur noch „die Königin-Witwe". Gleich unbeliebt sind bei dem Theater drei Spezies von Menschen: „das Wunderkind" ist immer die Tochter des Direktors, die „alles spielen kann". Sie wird immer nur in „Bombenrollen", das heißt nicht umzubringenden, herausgestellt, weshalb sie dem Publikum gefällt und stets für die beste Schauspielerin erklärt wird. Der „denkende Schauspieler" ist die Plage eines jeden Regisseurs, da er über jeden Satz seiner Rolle nachgrübelt, um dafür eine neue Auffassung oder wenigstens Nuance ausfindig zu machen, der seine Partner durch fortwährende Einwürfe und Fragen fast zur Verzweiflung bringt, sich mit den Anordnungen der Regie nur aus ihm bekannten Gründen nie einverstanden erklären kann und stets bemüht ist, wie es heute heißt, in seine Rolle eine „persönliche Note" zu bringen, in dürren Worten aber gesagt, aus dem Rahmen des Ganzen herauszutreten. Es sind Tüftler, die mit der Zeit zu Giftlern werden. Der „Gesellschaftsretter" ist meist ein harmlos fideler und dabei sehr verwendbarer Schauspieler, der, vielleicht durch einige zufällige Erfolge verwöhnt, der glücklichen Überzeugung lebt, ohne ihn „ginge die Karre überhaupt nicht weiter", und diese Meinung Direktion und Mitspielern gegenüber oft sehr deutlich zum Ausdruck bringt, wofür ihn die Kollegen, besonders wenn er die „gereizten" Helden

und Liebhaber „verzapft", gern mit dem Titel eines „Kulissenreißers" schmücken, was ihn diese „Idioten" nur noch mehr verachten läßt, seine Ruhe aber nicht weiter stört. Nur bei großen Bühnen findet man das „Leichenhuhn", einen ehrgeizigen und „spielwütigen", oft sehr talentvollen jüngeren Schauspieler oder Anfänger, der, zu „kleineren Rollen" verdammt, auch die Proben von Stücken, in denen er nicht beschäftigt ist, heimlich besucht (denn das ist verboten), in der steten Hoffnung, es möchte einer der Darsteller plötzlich umfallen und die Rolle desselben dadurch frei werden. Wird nun wirklich eine Rolle einmal frei — es braucht nicht gerade durch Umfallen des Inhabers zu geschehen —, so stürzt das „Leichenhuhn" aus seinem Versteck dem Regisseur zu Füßen, schwört ihm, daß er diese Rolle bei seinem Lehrer studiert habe und — darf sie dann manchmal spielen. Boshafte oder neidische Kollegen nennen das freilich „Erschleichen", das „Leichenhuhn" aber ist selig.

Die, namentlich in älteren Stücken, oft als Dekoration vorgeschriebene „freie Gegend", heißt sonderbarerweise beim Theater vielfach „Mecklenburg". Ein Schauspieler, der gutmütig oder dumm genug ist, einen Satz, den ein Mitspieler während der Vorstellung infolge Gedächtnismangels oder schlechten Lernens ausläßt, nachträglich oder an dessen Stelle zu sagen, wohl gar „eine Pause zu übernehmen", das heißt nach einer nicht von ihm veranlaßten plötzlichen Stockung im Dialog als erster denselben wieder aufzunehmen — das Undankbarste, was jemand tun kann, ist der „Waisenvater", weil er „fremdes Elend übernimmt".

Eine gewisse Sorte von Kunstfreunden, die es weniger auf die Kunst, als vielmehr auf die Freundschaft, besonders der weiblichen Bühnenmitglieder abgesehen hat, bilden die „dramatischen Fleischbeschauer". Ihr Gegenstück ist der „Neger", den man allerdings nur noch in kleineren Städten findet. Der „Neger" ist immer ein harmloser, kunstbegeisterter, junger Mensch, meist ein wohlhabender Bürgersohn, der überglücklich ist, abends nach dem Theater mit den Schauspielern verkehren und an einem Tische sitzen zu dürfen, wofür er willig und gern so oft wie möglich die gesamte Zeche bezahlt. Ich muß übrigens zur Ehre der Schau

spieler hier feststellen, daß diese Bereitwilligkeit nur in den seltensten Fällen ausgenutzt oder mißbraucht wird, und daß der „Neger", wenn er nur einigermaßen „bildungsfähig", bald zum vollberechtigten und gern gesehenen Mitgliede des Künstlertisches vorrückt, eine Ehre, die dem unter den besseren Elementen wenigstens stets verachteten und verpönten „dramatischen Fleischbeschauer" trotz gelegentlichen Sektwerbens standhaft verweigert wird, da ein jeder weiß, daß er nur als „Elefantenführer" dienen, das heißt, die Bekanntschaft mit dem Damenpersonal vermitteln soll.

„Bündelmeininger" nennt man ehemalige Schauspieler, die, in einer größeren Stadt in einem anderen Berufe tätig sind, oder Bühnenleute, die zurzeit ohne Stellung sind und daher, um nur etwas zu verdienen, die ersteren wohl auch, weil sie mal „ein Paar Schuhe beim Theater zerrissen", will sagen immer noch an ihrer alten Beschäftigung hängen, sich unter der Oberleitung eines „Konzessionärs" zusammentun und gegen ein sehr geringes Honorar einmal in der Woche in irgendeinem kleinen Nachbar- oder Vororte spielen. Da sie auf ihrer Hin- und Rückreise die nötigen Utensilien und die Garderobe in Kartons oder Bündeln mit sich führen, ist die Bezeichnung „Bündelmeininger" zwar recht treffend, aber nicht besonders beliebt. Man tröstet sich aber damit, daß das Meininger Hoftheater seinerzeit auch halb Europa bereiste. Die Bündelmeiniger erzählen sich unterwegs von ihren Triumphen in Krojanke oder Krebsjauche und nehmen sich fest vor, den „Banausen" des jeweiligen Spielortes durch „scharfes" Spiel zu beweisen, daß sie „zum Bau" gehören, so gut, wie die Herren Hofschauspieler, denn „vor dem Souffleur sind wir alle gleich" ist ein Wort, dem eine gewisse Berechtigung ebensowenig abzusprechen ist, wie dem oft zitierten „auf der Herberg zeigt sich, was man kann", womit gesagt werden soll, daß der Schauspieler nur nach seinen abendlichen Leistungen — nicht gelegentlichen Renommagen — beurteilt werden soll. Osk. Klein.

Wucherer und Schieber

Daß die Menschen jede Gelegenheit ergreifen, um sich möglichst mühelos zu bereichern, zeigte sich immer in Zeiten der Not am

offenkundigsten. Je weitere Kreise dieses gemeingefährliche, gewissenlose Treiben erfaßt, umso unbedenklicher und dreister gebärden sich die Schamlosen. Was es auch sei, wird verhökert und verschachert; es gibt für diese Unbedenklichen keine Grenze, weder Volksgenossen noch Feinde. Wer am meisten bezahlt, gleichviel woher seine Mittel stammen, dem schieben sie alles zu. Nichts ist vor ihrem Zugriff sicher. Jeder dieser Halunken lebt für den Tag und Augenblick; was nach ihnen kommt, darum macht sich dieses Pack keine Sorgen. So ist es immer gewesen, und was wir an solcher Erbärmlichkeit heute erleben, ist nur darum besonders beschämend und empörend, weil doch noch nicht alle Ordnung bis zum Grund zerstört ist, weil es noch immer möglich wäre, der niederträchtigen Raffgier entgegenzutreten.

In früheren Zeiten hat man dem Wucherer- und Schiebergesindel die allzu flinken Finger manchmal gehörig eingeklemmt, solange die Gemeinwesen noch übersehbarer gewesen sind. Heute stehen ihnen alle Mittel des Verkehrs zu Gebote bis zum Flugzeug. Da ist es nun nicht mehr so leicht, ihnen das Handwerk zu legen. Und am schwersten sind die eigentlichen Drahtzieher zu fassen, die möglichst im Hinterhalt bleiben und das kleine Pack für sich schieben und wuchern lassen. Wenn in vergangenen Jahrhunderten die Gaunerei die letzte Grenze überschritt, dann regte sich's in den Tiefen, und neben den öffentlichen Richter traten Geheimbünde, wie die Feme, und das Haberfeldtreiben jagte manchen in Angst und Schrecken. Auch in unseren schweren Tagen zeigen sich Ansätze zu solchen Abhilfen, und diese Zeichen sollten nicht unbeachtet bleiben, sie sind ein nicht mißzuverstehendes Merkmal, das sich am Volkskörper beobachten läßt. Ja, der Vergleich des Volkes mit dem menschlichen Körper läßt sich ohne Gewaltsamkeit weiterführen. Wie sich bei Erkrankungen des Organismus im Innern Schutzstoffe bilden, um die Gesundheit zu behaupten, so vollzieht sich ein ähnlicher Vorgang im Leben des Volkes; der Wille erwacht, sich gegen soziale Schädlinge zu wenden, ihr zerstörendes Treiben abzuwehren. Die Mittel, die man dazu wählt, sind nicht immer die gleichen, aber symptomatisch ähneln sie einander. So hat man in Süddeutschland in kleineren Städten

versucht, die Namen der schamlosen Schieber öffentlich ausrufen zu lassen. Geistliche haben die Schädiger von der Kanzel herab mit Namen genannt. Andernorts hat man die Namen solcher Volksverderber öffentlich am schwarzen Brett angeschlagen.

Anders, mehr gewaltsam, gingen die Kommunisten in dem Ort Delligsen in Braunschweig vor; sie errichteten dort vor der Kirche einen Galgen, den sie rot anstrichen. Unter diesen sinnbildlich gar nicht zweideutigen Apparat schleppten sie Leute, die des Wuchers, der Schieberei oder Preistreiberei verdächtig waren. Am Galgen stehend, mußten sie ihre Schande bekennen, Besserung geloben, und zum Zeichen dafür eine rote Fahne schwenken. Zum mindesten waren die Kerle damit gewarnt. Und wenn diese Form des Richtens über gewissenlose Leute auch nicht unbedenklich genannt werden darf, so ist sie doch als Merkmal zu beachten für die Stimmung unter den Menschen, die geordnete Zustände herbeisehnen, und man sollte nirgends abwarten, bis solche Zeichen sich mehren.

So ist man in Bayern daran, gegen Preistreibereien und Schieberkünste schärfer vorzugehen. Im Bezirksamt Mühldorf ist ein Bauer verhaftet worden, der mit Getreide unerlaubten Handel trieb. In Plattling beschlagnahmte die Polizei zwei Waggons Getreide mit sechshundert Zentnern; zwei Getreidehändler und ein Stationslagermeister, der ihnen Vorschub leistete, wurden verhaftet. Einem Händler in Vilsbiburg beschlagnahmte die Polizei zweihundert Zentner Weizen und hundert Zentner Gerste und übergab sie dem Kommunalverband. Gelänge es den Polizeibehörden überall, richtig einzugreifen, dann würde nirgends im Volk der Gedanke an Selbsthilfe entstehen können, wodurch man im großen doch nichts zu erreichen vermag. In einem Staatswesen unseres Jahrhunderts sollten weder femartige Versuche, Ordnung zu schaffen, noch andere Formen der Selbsthilfe nötig sein.

A. Birk.

Begraben und Wiederauferstanden

In Berlin lebte im Jahre 1848 ein vor Jahren aus Böhmen eingewanderter Schneider namens Anton Tomaszek. In seinem Geschäft,

das er „Unter den Linden" betrieb, ging die beste Kundschaft aus und ein. Zur gleichen Zeit, als Tomaszek aus Böhmen ausgezogen war, hatte sich auch sein Bruder Franz mit ihm auf die Wanderschaft begeben. Als unruhiger Geist hielt es ihn aber nirgends lange. Er reiste nach London und von dort nach Kopenhagen und kam während der Revolution nach Berlin zu seinem Bruder. Das Wiedersehen gestaltete sich traurig, denn Franz legte sich krank zu Bett, und wenige Wochen nach seiner Ankunft erlag er am 20. November 1848 einem Bluthusten. Außer dem Arzt, der den Leidenden behandelte, hatte ihn in Berlin kein Mensch gesehen, der nicht zum Hause Tomaszek gehörte.

Auf dem Hedwigsfriedhof umstanden die Leidtragenden die offene Grube, und Anton Tomaszek zeigte sich über den Verlust des Bruders untröstlich.

Gegen Abend kam noch ein Mann von vierzig Jahren, der nicht bei der Beerdigung gewesen war, an das frische Grab. Er sah nicht traurig aus; warf aber doch auch ein paar Hände voll Erde auf den Sarg und verließ dann nachdenklich den stillen Friedhof.

In den ersten Monaten des Jahres 1851 gelangte an die Berliner Polizeibehörde eine merkwürdige Anfrage. Der Ortsvorstand von Sabintsch bei Königgrätz wünschte zu erfahren, was man von einem Herrn Franz Tomaszek zu halten habe, der seit Ende 1848 als wohlhabender Mann in Sabintsch lebe, wo er früher als vermögensloser Schneidergeselle seßhaft gewesen wäre. Da man nicht wisse, auf welche Weise dieser Mann zu Vermögen gelangt sei, habe man seinem Leben nachgeforscht, und es wäre nun unbegreiflich, daß dieser Franz Tomaszek laut öffentlicher Todesanzeige am 20. November 1848 in Berlin bei seinem Bruder gestorben und beerdigt worden sei.

Nun schlug man in Berlin die Register nach und fand alle Angaben in gehöriger Ordnung. Der nach einem Blutsturz erfolgte Tod Franz Tomaszeks war von Dr. Meyer bestätigt. Einwandfrei zeugte auch die Beerdigung für das Ableben des Mannes. Danach berichtete die Berliner Polizeibehörde nach Sabintsch: der in Berlin Begrabene könne nicht mehr in Böhmen leben.

Aber in Sabintsch gab man sich über den rätselhaften Fall nicht

zufrieden. Man hatte durch weitere Nachforschungen herausgebracht, daß der angeblich in Berlin verstorbene Franz Tomaszek im Juli 1848 sein Leben bei der englischen Gesellschaft „Globe" mit tausend Pfund Sterling versichert hatte und kurz danach in der Lebensversicherungsgesellschaft zu Kopenhagen mit tausend Talern. Als Erbe Franz Tomaszeks hatte der in Berlin lebende Schneidermeister von beiden Versicherungen diese Beträge ausbezahlt erhalten. Nun bemühten sich auch die beiden Anstalten um die Klärung des Falles, und nachdem man zu immer verdächtigeren Angaben gelangte, entschloß man sich in Berlin, den Schneidermeister Anton Tomaszek zu verhaften. Es wurde festgestellt, daß der angeblich Verstorbene mehrere Wochen bei seinem Bruder gewohnt habe und plötzlich verschieden sei. Niemand hatte die Leiche gesehen.

Nun gestand Anton Tomaszek, daß sein Bruder den Plan ausgeheckt habe, durch seinen angeblichen Tod das Geld von den Versicherungen zu erhalten. Ein Wundarzt, Gotthelf Kunze, erhielt von den sauberen Brüdern zweiundzwanzig Dukaten, wofür er unter dem Namen Dr. Meyer den Totenschein lieferte und die Berichte für die Lebensversicherungsgesellschaften ausstellte.

Unbegreiflich erscheint uns heute, daß man in jener Zeit einen geschlossenen Sarg unter die Erde bringen konnte. Es war jedoch nach altem Brauche damals noch möglich, eine Leiche bis zur Beerdigung im Sterbehaus zu behalten, von wo aus sie erst für die Bestattung im Leichenwagen abgeholt wurde.

Um den Betrug völlig festzustellen, öffnete man das Grab und hob den Sarg aus. Statt des toten Schneiders fand man darin ein mit Stroh umwickeltes Bügelbrett. Nun wurde Franz Tomaszek aus Sabintsch nach Berlin gebracht und sämtlichen an dieser kaum glaublichen Betrügerkomödie Beteiligten der Prozeß gemacht.

Ad. Rein.

Ein sonderbarer Geist

In spiritistischen Sitzungen wird der Verkehr mit den Bewohnern der unsichtbaren Welt meist durch ein sogenanntes Medium, einen Mittler, hergestellt. Nun ist es möglich, daß jemand in hyp-

notischen Zustand, der als nötig erachtet wird zum Verkehr mit Geistern, aus eigener Anlage verfällt. Geschieht das nicht, so ist es die Aufgabe eines Hypnotiseurs, diesen Schlafzustand herbeizuführen. Ist dies erreicht, dann glaubt das Medium alles, was ihm gesagt wird, und es handelt nach den Wünschen und Befehlen des Hypnotiseurs. Wird behauptet, das Medium sei ein Hund, so erleben die Zuschauer das absonderlichste Gebaren, denn nun geschieht alles, was zu einer hundemäßigen Aufführung gehört; das Medium knurrt, bellt, apportiert und ist bereit, jemand anzufallen. Wenn ihm gesagt wird, daß es ein Hahn sei, wird es sich bemühen, nach besten Kräften zu krähen. Ein hypnotisierter Mensch kann anscheinend sinnlos betrunken gemacht werden, dadurch, daß man ihm ein Glas Wasser als Branntwein zu trinken gibt; oder er wird sofort wieder nüchtern, wenn man ihn ein Glas Branntwein unter dem Vorwand leeren läßt, es sei ein Gegenmittel gegen Trunkenheit. Eine rohe Kartoffel, die als saftiger Pfirsich ausgegeben wird, genießt der Hypnotisierte mit größtem Genuß; behauptet man mit Behagen, es sei kein Pfirsich, sondern irgend etwas Ekelerregendes, so wird die Kartoffel weggeworfen, und was davon noch im Munde ist, mit lebhaften Zeichen des Abscheus ausgespuckt. Sagt man dem Medium, es habe augenblicklich hohes Fieber, so wird sich sein Puls beschleunigen, das Gesicht rötet sich, und sogar die Körpertemperatur steigt. Kurz, das Medium wird alles sehen, hören, fühlen, riechen und schmecken, was ihm suggeriert wird.

Nur nebenbei sei bemerkt, daß man trotzdem mit einem Menschen, der sich in diesem Zustand befindet, schlechterdings nicht alles treiben, ihn nicht in Lagen bringen kann, die er im normalen Zustand als unschicklich empfinden würde.

Thomson Jay Hudson schildert in einem seiner Werke die Vorgänge einer von dem Bostoner Professor Carpenter geleiteten Sitzung, in der ein junger Mann in hypnotischen Zustand gebracht worden war. Mister Brown — um einen Namen zu nennen — hatte philosophische Studien an Universitäten getrieben und war allem abhold, was mit Spiritismus zusammenhing. Professor Carpenter fragte den im medialen Zustand befindlichen

Mister Brown: „Wünschen Sie mit dem griechischen Philosophen Sokrates zu sprechen?“ Er bekam die Antwort: „Gerne wollte ich das tun. Aber Sokrates lebt leider längst nicht mehr.“

Da erwiderte Carpenter: „Der weise Grieche ist allerdings tot, aber ich werde seinen Geist zitieren. Hier steht er!“ Dabei deutete der Professor in eine leere Ecke des Zimmers. Mister Brown wandte den Kopf in der angegebenen Richtung mit dem Ausdruck verehrungsvollsten Staunens im Gesicht. Carpenter stellte den Geist des Philosophen vor. Brown verbeugte sich tief und verharrte eine Weile in verlegenem Schweigen.

Nachdem ihm Carpenter versichert hatte, Sokrates wäre gerne bereit, jede ihm gestellte Frage zu beantworten, begann Brown zu fragen, zuerst zögernd und anscheinend befangen; bald aber gewann er Mut. So währte die Unterredung fast zwei Stunden. Brown fragte laut und wartete die Antwort ab, die er dann Carpenter übermittelte. Die philosophischen Gespräche hielten sich auf beachtenswerter Höhe, so daß die Hörer wie verzaubert dabei saßen und jeder beinahe überzeugt war, daß er einer Stimme aus der anderen Welt lausche. Ja einige davon, die keine überzeugten Spiritisten waren, behaupteten, daß Brown entweder mit dem Geist Sokrates oder mit einer anderen hohen Intelligenz gesprochen habe.

Nur eine scheinbare Kleinigkeit war während der langen Zeit keinem aus der Gesellschaft aufgefallen, wie es möglich sein sollte, daß der Geist des griechischen Weisen — Englisch verstand. Doch für solche Wunderlichkeiten gibt es in spiritistischen Kreisen sogenannte Erklärungen, wie über so vieles andere Unmögliche.

In weiteren Sitzungen wurden nun andere angebliche Geister zitiert. Unter ihnen einige neuere Philosophen von größerer oder geringerer Bedeutung. Sobald Brown mit einem dieser modernen Geister sprach, veränderte sich sein ganzes Gebaren. Er benahm sich weniger förmlich und ehrerbietig, und die Gespräche verliefen im Tone des neunzehnten Jahrhunderts. Aber die dabei zum Ausdruck kommenden philosophischen Erörterungen bewegten sich immer in der jeweils angemessenen Höhe.

Den größten Eindruck rief es auf die Hörer hervor, wenn

Brown öfter sein Erstaunen über die empfangenen Antworten äußerte. Man sah dies als Beweis an, daß diese Bemerkungen nicht aus seinem eigenen Bewußtsein stammen konnten. Ja, es wurde von einigen Zuhörern bestimmt behauptet, daß Brown unbedingt mit einem Geist sprechen müsse, da die Antworten sonst mit den Ansichten, die er in normaler Verfassung anders zu äußern pflegte, hätten übereinstimmen müssen.

In Wahrheit standen die Dinge so: Brown wurde von Carpenter suggeriert, daß er einem hohen Geist gegenüberstehe und nach dem Gesetz der Suggestion mußte er dieser Behauptung unbedingt glauben. Hätte man diesen Versuch mit einem philosophisch Ungebildeten unternommen, so wären die geistreichen Unterhaltungen nicht möglich gewesen. Daß sich dies so verhält, beweisen zahllose spiritistische Sitzungen, in denen bei ähnlichen Zitierungen das albernste Gerede zustande kommt. Was dem Medium in seinem normalen Leben fremd ist, darüber wird es auch mit den bedeutendsten „Geistern" nicht zu sprechen vermögen.

Da man jedoch nicht so leicht geneigt war, den Glauben an die Verbindung mit der Geisterwelt aufzugeben, wurden auf Anordnung Carpenters an einen der vermeintlich anwesenden Geister verschiedene Fragen gerichtet. Unter anderem sollte einer dieser Geister angeben, wo er gestorben und begraben worden sei. Mister Brown vermittelte die Antwort: „In einer kleinen Stadt bei Boston." Nun hatte der Befragte allerdings dort gelebt, und Brown war dies auch bekannt. Unbekannt war ihm jedoch, daß der Mann im Ausland gestorben und dort beerdigt war. Daß man unter Gläubigen auch für solche Entgleisungen Erklärungen findet, darf erwartet werden. So sagte man, die Geister könnten in der Kenntnis ihrer früheren Lebensumstände beschränkt oder behindert und sogar irre geführt werden durch das — Medium.

Carpenter suchte nun zu zeigen, daß in den bisherigen Sitzungen trotz allem noch kein Beweis dafür geliefert worden sei, daß Brown in unbezweifelbarer Verbindung mit Geistern gestanden sei. Dem Professor war bekannt, daß Brown mehrere moderne theosophische Werke gelesen hatte, und daß ihm auch einiges

Grundsätzliche der indischen Philosophie geläufig war. Über die Karmalehre, wonach die Seelen der Menschen nach ihrem Tode Wanderungen durch Tierleiber durchzumachen haben, hatten sie sich öfter miteinander unterhalten. Bei diesen Gelegenheiten verhehlte Brown nie, daß diese Vorstellung absurd und unmöglich sei; die Idee widerspräche durchaus den sonst gültigen Naturgesetzen.

Nun kam es wieder einmal zu einer Sitzung, und Carpenter erklärte dem hypnotisierten Brown, er wolle den Geist eines alten Hindupriesters zitieren, mit dem er sich über indische Philosophie und Theosophie unterhalten könne. Die Herbeirufung dieses Geistes ging so einfach vor sich wie die Zitierung des Sokrates und der modernen Philosophen. Nur ein kleiner Umstand war dabei, den Carpenter dem Medium erst klarzumachen versuchte, damit Browns Überraschung nicht zu groß würde. Nach der indischen Karmalehre befand sich nach Carpenters Worten der weise Hindumann augenblicklich in einem Zustand seines Karmas, seiner Seelenwanderung, die allerdings etwas merkwürdig anmuten konnte. Vorsichtig suggerierte Carpenter dem Medium, der Geist des weisen Hindugelehrten befände sich zurzeit im Körper eines — Schweines! Das Medium fand dies nicht im geringsten wunderbar oder etwa gar unmöglich. Die Suggestion wurde ohne Sträuben angenommen, und Brown unterhielt sich mit dem gelehrten philosophischen Schwein, das alle modernen Sprachen, mit denen Brown vertraut war, sprach und ebensoviel von Philosophie verstand wie der Geist des Sokrates, ganz vortrefflich. Das Schwein gab auf alle Fragen Antworten, und so kam eine durchaus befriedigende Erklärung der Hinduphilosophie zustande. Brown zeigte sich während dieser merkwürdigen Sitzung augenscheinlich erfreut, daß seine Ansichten über altindische Geheimlehren vollkommen mit denen des philosophischen Vierfüßlers übereinstimmten.

Anders war der Eindruck, den diese Geisterzitierung auf die Hörer ausübte, von denen einige sich endlich doch wunderten, daß der Geist eines alten Hinduphilosophen in einem Tier sich offenbarte, und wie es zugehen sollte, daß moderne europäische Sprachen

dem alten Priester bekannt und geläufig sein sollten. Die daraus zu ziehenden Schlüsse sind ebenso klar wie unwiderleglich. Der gebildete, philosophisch geschulte junge Mann nahm im Zustand der Hypnose die Suggestionen Carpenters als unbedingte Wahrheit auf. Die Schlüsse, die er daraus zog, entwickelten sich aus seinem eigenen Bildungsgrad. Daß er glaubte, die philosophischen Gedanken wären ihm durch einen Geist übermittelt worden, war ebenso sicher, wie daß er die Geister zu sehen glaubte. Erst im Wachzustand, nach der Unterredung mit dem gelehrten Schwein, kam ihm darüber die Gewißheit, daß in allen anderen Fällen die Täuschung die gleiche gewesen war.

Die Richtigkeit der von Carpenter herbeigeführten Tatsachen läßt sich durch Anordnung derselben Versuche jederzeit mit gleichem Erfolg bestätigen. Dr. R. Blo.

Eine zufällige Entdeckung und ihre Folgen.

Nach der Auflösung der antiken Kultur ging allmählich manche technische Kenntnis verloren. Wenn sich auch viele Überlieferungen noch einige Jahrhunderte erhielten, so kam es doch während der germanischen und später der arabisch-mohammedanischen Eroberungszüge dahin, daß manche einst hochstehenden Gewerbe immer härter um ihr Dasein rangen. Was an gewerblichem Können während der Kriegszeiten nicht völlig unterging, siechte zuletzt dahin, weil die Handelsbeziehungen sich auflösten. So war es mit der einst blühenden Purpurfärberei gegangen, die zwar unter der Araberherrschaft noch fortbestand, dann aber in den Wirren der folgenden Zeiten erlosch. Mit dem Aufblühen des Bürgertums im dreizehnten Jahrhundert bemühte man sich in Italien um die Erneuerung mancher verloren gegangenen Technik, ohne sie wieder auf die einstige Höhe bringen zu können. Man sprach wohl noch von der alten Purpurfärbekunst, vermochte aber ihr Verfahren nicht mehr lebendig zu machen.

Um das Jahr 1251 lebte ein deutscher Kaufmann, Friedrich genannt, in Florenz. Damals mußten die Deutschen die Stadt verlassen. Friedrich entschloß sich, nach dem Orient zu reisen, wo

er Gewebe und farbige Stoffe erwerben wollte, um damit, nach seiner Rückkehr in eine andere italienische Stadt, Handel zu treiben, wenn die Lage in Florenz sich inzwischen nicht besserte.

Auf einem bewaffneten Schiff an der syrischen Küste angelangt, kaufte er dort Waren ein. Eines Tages wanderte er in der Nähe der Hafenstadt, verrichtete ein natürliches Bedürfnis und beobachtete dabei, daß an dem durch seinen Urin benäßten grünen Moos am Boden eine auffällige Veränderung vor sich ging; es nahm eine prächtige, zartrosa-violette Färbung an. Friedrich besaß Kenntnisse im Zeugfärben und kannte die dazu benützten Mittel. Sofort begriff er, daß er hier eine Färbesubstanz gefunden hatte, die sich als wertvoll erweisen konnte; er wußte, auf welche Art die eigenartige Verwandlung des Mooses vor sich gegangen war. Das knorpelig-ledrige und gabelig verästelte Gewächs bedeckte rasenartig das Gestein in großer Menge. Er sammelte das Moos, ließ es trocknen und kehrte mit einem bedeutenden Vorrat, der nichts kostete, nach Florenz zurück. Dort stellte er daraus mittels Ammoniak und kohlensaurem Kali den prächtigen Farbstoff des Oricello, der Orseille, her, den er, künstlich mit Kreide verdickt, als roten, leicht zerreiblichen Farbstoff in Würfeln zu verkaufen gedachte.

Die Florentiner, denen er dieses Färbemittel zeigte, begriffen sofort, welchen Nutzen die Ausbeutung der Entdeckung Signor Federigos dem Gemeinwesen bringen mußte. Niemand ließ den Deutschen merken, daß man ihn in Florenz nicht gerne sah. Man wachte sogar eifersüchtig über seine Person, damit er nicht wegging und eine andere Stadt den Vorteil einheimste. Die unter dem Namen Oricello in den Handel gebrachte Farbe wurde rasch berühmt; man schätzte sie dem verloren gegangenen Purpur von Tyrus gleich, und Federigos Orseillestoffe fanden ihren Weg nach allen damaligen bedeutenden Märkten. Bald betrieb er die größte und berühmteste Färberei, und eigene Schiffe, die er in Ankona liegen hatte, brachten aus der Levante das Moos in großen Massen herbei. Viele italienische Städte, die den Farbstoff von Florenz bezogen, errichteten große Orseillefärbereien und gelangten zu bedeutendem Wohlstand. Federigo spielte in der Zunft der Färber

eine große Rolle. Seine Nachkommen gelangten in das florentinische Patriziat und wurden als Großkaufleute Geldfürsten. Federigos Geschlecht erhielt den Fürstenrang und hieß nach dem Ursprung seines Reichtums, nach der kleinen Moospflanze, Oricellari, woraus dann allmählich Rucellari und schließlich Rucelai als ihr Name entstand. Der 1475 in Florenz geborene Fürst Giovanni Rucelai, mit den Medici verwandt geworden, schrieb ein Lehrgedicht über die Bienenzucht und einige zu seiner Zeit bewunderte Trauerspiele. Er starb 1526 in Rom als Gouverneur der Engelsburg.

Anderthalb Jahrhunderte hindurch blieb die unter so eigenartigen Umständen erfolgte Entdeckung Federigos eine Quelle des Wohlstandes für den Handel italienischer Städte, bis im Jahre 1402 Betheucourt auf den Kanarischen Inseln dasselbe Moos fand. Danach wurde es auch noch anderwärts entdeckt, so daß es nicht mehr aus der Levante als kostbarer und seltener Stoff bezogen werden mußte. Ad. Krö.

Der verkannte Taschenspieler

Auf unseren Jahrmärkten findet man immer noch „fliegende Händler", die mit mehr oder weniger großer Mundfertigkeit, Späßen und ulkigen Anpreisungen ihren Plunder an die Leute zu bringen suchen. Das ist eine uralte Praktik, die Gaffer anzulocken, und die zuerst meist gar nicht zum Kaufen geneigten Zuschauer so lange zu bearbeiten, bis sie zu willfährigen Abnehmern übertölpelt werden. In früheren Zeiten zogen Wunderdoktoren und gewöhnliche Zahnbrecher mit Hanswürsten im Lande umher, schlugen ihre Buden auf, und der Narr mußte nun auf dem Podium mit allerlei Späßen die Leute anziehen und sie allmählich zu Kunden gewinnen.

Bei einer derartigen Geschäftsreise, die ein Breslauer Bürger und Zahnarzt, Johannes Plan, im Jahre 1737 nach Polen unternahm, erlebte er eine recht traurige Geschichte. Johannes Plan hatte kurz vor seiner Reise nach Schwersenz einen Bedienten angenommen, der ihm als Narr und Hanswurst tauglich erschien, die Leute ganz besonders anzulocken, weil er allerlei hübsche

Taschenspielerkünste vorzuführen verstand. Er schätzte ihn auch deshalb, weil er es recht geschickt einzuleiten vermochte, Pillen und Medizin zu verkaufen.

Eines Tages ließ der neue Diener seine Künste auf offenem Markte sehen, indes der Zahnbrecher allein einen Jahrmarkt in der Nähe besuchte, wo er seinen Schnitt zu machen hoffte. Als Johann Plan wieder in die Stadt zurückkam, fand er seinen Hanswurst nicht mehr im Wirtshaus, wo sie abgestiegen waren. Als er nach ihm fragte, erzählte man ihm, der verfluchte Kerl sei gehenkt worden. Obwohl Plan dies ganz unglaublich schien, fand er doch bald, daß man wahr gesprochen habe. Man führte ihn zum Galgen und daran hing der arme Mensch mit seiner Spieltasche um den Hals. Nun befragte der Zahnbrecher einen Ratsmann, warum man ihm seinen Diener gehenkt habe, und da wurde ihm erklärt: das ist ein gefährlicher Hexenmeister gewesen. Auf öffentlichem Markt hat er vor aller Menschen Augen Vögel, Eier und Gerste aus der Luft geholt. Deshalb habe man ihn als Zauberer ergriffen, abgeführt, in den polnischen Bock gespannt und geprügelt. Da er nicht willens gewesen, seine verdammliche Hexerei einzugestehen, habe man ihn vom Henker gehörig foltern lassen. Da hätte er seine verruchte Zauberei eingestanden, weswegen man ihm aus Gnaden den Tod am Strick zuerkannt habe, wie dies nach dem Gesetz geboten sei.

Da packte der Zahnbrecher eiligst seine Habseligkeiten und reiste schleunigst über die Grenze. Polen schien ihm nicht geeignet, um dort weiterhin in Frieden sein Geschäft betreiben zu können.

Es gehört zu den bedeutsamsten kulturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten, daß man in Polen im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts einen harmlosen Taschenspieler als vermeintlichen Zauberer verhaftete, auf die Folterbank brachte und zum Tod durch den Strang verurteilte. P. Conz.

Ein teures Ständchen

Mit der Entwicklung unserer Städte zu Gemeinschaften von mehreren Hunderttausenden mußte mancher kleinbürgerliche Brauch aus dem öffentlichen Leben verschwinden. Wie beliebt

waren einst die Ständchen, die zu Verlobungsfesten, Heiraten und Kindstaufen gehörten, und auch bei anderen Feiern herkömmlich gewesen sind! Nicht nur die auf solche Weise geehrten Familien, auch die übrige Nachbarschaft freute sich, wenn ihr solche musikalischen Genüsse geboten wurden. Die Großstadt ist indes nicht mehr der Boden, auf dem Spitzwegsche und Jean Paulsche Romantik gedeiht. Und ein Beweis dafür, weshalb sie verschwinden mußte, ist folgender Verlauf eines Ständchens, wobei nicht erwähnt zu werden braucht, wo sich die Geschichte abspielte.

Eines Abends fand sich vor dem Hause ehrsamer Bürgersleute eine Sängerbruderschaft ein und begann zur Feier eines Familienfestes zu musizieren. Alles öffnete die Fenster und lauschte still dem Gesang. Nachdem das letzte Lied verklungen und der übliche Dank für die erwiesene Ehrung abgestattet war, gingen die Leute zu Bett. Groß war ihr Erstaunen, als sie am anderen Morgen entdeckten, daß sie schamlos bestohlen worden waren. Schlösser fanden sich erbrochen und Schränke geleert. Eine Diebsbande hatte das Ständchen bestellt und die Zeit benützt, gründlich auszuräumen. L. Ell.

Der witzige Wolf

An einer kleinen mitteldeutschen Universität lehrten um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die vier Professoren Eck, Kothe, Dieffenbach, Wolf, die alle als strenge Examinatoren gefürchtet waren. Eines Tages fand man am schwarzen Brett der Universität folgenden Vers angeschlagen:

„Bist du glücklich um die Ecken,
Bliebst du nicht im Kothe stecken,
Kamst du durch den Dieffenbach,
Frißt dich doch der Wolf hernach."

Professor Wolf, der diese Verse gelesen hatte, bemerkte im Kolleg, daß der Wolf nur Schafe fräße. Dieser Ausspruch brachte ihm ein Beifallsgetrampel seiner Hörer ein.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Stephan Steinlein in Stuttgart / in Deutsch-Österreich verantwortlich Robert Mohr in Wien.

Pitje Backspie



1. Die Steuerlast ist riesengroß,
Pit, der Kaptän, denkt: „Ich schieb' los!
Zum Nordpol lenk' ich meinen Schritt
Und nehm' nichts als den ‚Fön' hier mit!"

2. „Es sticht trotz Flaute in die See
Die Dreimastbarke Timpete,
Weil Pitje Backspier, der Kaptän,
Sich Segelwind macht mit dem „Fön".



5. Im Schneesturm sinkt die Timpete,
Pit purzelt in die eis'ge See;
Der „Fön" bringt sie auf zwanzig plus;
Pit nimmt ein Vollbad mit Genuß.



6. Was nun? Die Timpete ist weg!
Hurra! Der „Fön" hilft Pit vom Fleck:
Er pustet einen Walfisch auf,
Zum Nordpol fliegt er munter drauf.

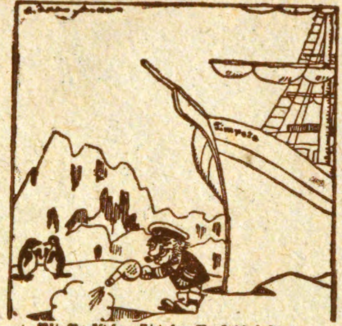


9. Im Robbenpelz die Eskimaid
Legt an ein duft'ges Spitzenkleid;
Ins Freibad steigen Mann und Kind —
Vom „Fön" her streicht ein Sommerwind.

s Nordpolfahrt.



3. Der Flut entsteigt ein Nixlein schön,
Pit trocknet sie mit seinem „Fön“;
Sie schenkt ihm ihre Huld zum Dank,
Die beiden kosen stundenlang.



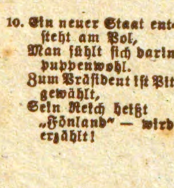
4. Pit Backpier sitzt im Packeis fest,
Was ihn nicht mutlos werden läßt;
Der „Fön“ schmilzt rasch das Eis entzwei,
Das Schiff wird flott, der Weg ist frei.



7. Starr liegt der Pol in ew'gem Eis,
Pit nimmt den „Fön“ und macht mal heiß!
Es taut! Dann färbt sich grün die Flur —
Man spürt den Segen der Kultur!



8. Der „Fön“ dem Eisland rings verleiht
Nie dagewes'ne Fruchtbarkeit;
Erfüllt wird hier ein Züchtertraum:
Der Weizenrebenapfelbaum!



10. Ein neuer Staat entsteht am Pol,
Man fühlt sich darin puppenwohl.
Zum Präsident ist Pit gewählt,
Sein Reich heißt „Fönland“ — wird erzählt!





